

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1880.

№ 43.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Im anstößenden Zimmer war inzwischen der Thee servirt worden und man gerieth in ein lebhaftes Geplauder, das allerdings fast ausschließlich von dem schönen Mädchen und ihren Gästen unterhalten ward; ihr Bruder verrieth nur zuweilen durch eine ziemlich zaghafte Bemerkung, daß er der Unterhaltung folgte, und die Versuche unserer jungen Freunde, ihn und seine Mutter ins Gespräch zu ziehen, hatten nur wenig Erfolg. Tatjana schien das alles kaum zu bemerken und gewohnt zu sein, ihre Angehörigen als reine Statisten zu behandeln, auf die niemand Rücksicht zu nehmen brauchte; dem scharfen Auge des Malers entging es jedoch nicht, daß der junge Mann seine Rolle zwar kannte, aber innerlich gegen dieselbe revoltirte und sich über die Rolle der liebenswürdigen und aufmerksamen Wirthin, welche seine Schwester so meisterlich spielte, heimlich mokirte. Das kaum merkliche, ein wenig spöttische, sogar ein wenig verächtliche Lächeln, welches zuweilen um seine Lippen irrte, schien dem Maler zu sagen: „Da übt sie nun wieder einmal die alten Künste an neuen Objekten! Sie sollte sich eigentlich ein wenig vor mir geniren, denn ich habe das doch schon hundertmal mit angesehen und für mich wird's nachgerade langweilig.“

Das schienen nun freilich die neuen Objekte nicht zu empfinden; für sie hatte der Abend ersichtlich einen ganz undefinirbaren Reiz. Der blitzende silberne Samowar summite so gemüthlich, der Thee duftete so ganz anders, als die charakterlose Brühe, die man in Deutschland in der Regel vorgekocht bekommt, und das schöne blonde Geschöpf, das mit dem Anstand der Fürstin allen Liebreiz des jungen Mädchens und mit der Eleganz der Weltbuden Ernst der denkenden Frau zu verbinden schien, war für alle eine neue Erscheinung. Sie hatte zudem für jeden ein verbindliches Wort, sie interessirte sich für jedes Hauptbeschäftigung, sie verstand es, den Zurückhaltenden durch Fragen gesprächig zu machen und sie vertheilte ihre Aufmerksamkeiten mit so gewissenhafter Unparteilichkeit, daß sich jeder für den Bevorzugten, keiner für den Vernachlässigten halten konnte. Eine ganz leichte Auszeichnung widerfuhr höchstens Wendt; er wurde mit einer gewissen vornehmen Vertraulichkeit behandelt, die ja ganz in der Ordnung war, da er als älterer Bekannter gelten konnte, die aber genügte, jedes juristische Fältchen in Wendts Gesicht zu glätten und dieses Gesicht in ein vollständig strahlendes zu verwandeln.

Nach dem ersten Glase Thee schon präsentirte Tatjana Cigarren und sie präsentirte sie Wendt zuerst; er wollte sich zieren, aber sie

sagte artig: „Sie haben heute eine Bevorzugung verdient; Ihnen allein verdanke ich die Bekanntschaft so vieler geistreicher Männer. Ich bin noch nicht lange genug in Deutschland, um nicht in eine gewisse Verwirrung zu gerathen über einen solchen embarras de richesse — denken Sie nur, ein Künstler, ein Naturforscher, ein Bühnendichter und ein Kritiker, die sämmtlich eine Zukunft haben und die so gütig sind, ihre werthvolle Zeit einer unwissenden Ausländerin zu widmen!“

Man protestirte lebhaft gegen die „unwissende Ausländerin“, außer Wendt, der geradezu aus der Haut fahren wollte, besonders Born, der eifrig nach seinen Dramen befragt worden war und das Versprechen hatte abgeben müssen, eins derselben recht bald einmal vorzulesen. Auch Lindner, dem die naturwissenschaftlichen Fragen der jungen Dame allerdings ausschweifend naïv erschienen waren, der aber die Versicherung erhalten hatte, daß ihm von einem ihrer Freunde in der Krim, dem Grafen Ratoboroffsky, in nächster Zeit eine ganze Kollektion Schmetterlinge und Käfer zugehen würde, um die sie sofort schreiben werde, konnte eine solche Verkennung des eignen Wissens und Strebens nicht stillschweigend hinnehmen, und selbst Arvenberg sah sich zu der verbindlichen Bemerkung gezwungen:

„Gnädiges Fräulein, Sie sind viel zu geistreich, als daß man Ihnen gestatten könnte, durch eine solche übertriebene Bescheidenheit zum Widerspruch, d. h. zu Komplimenten herauszufordern! Das müssen Sie schon ändern überlassen, die es nöthig haben.“

Wenige Minuten vorher erst hatte sie sich, als er sein Bedauern darüber aussprach, ein bestimmtes gegittertes französisches Briefpapier, an das er sich seit Jahren gewöhnt, trotz alles Suchens in keiner Papierhandlung mehr aufreiben zu können, in liebenswürdigster und zuversichtlichster Weise anheischig gemacht, ihm dasselbe zu verschaffen; es könne allerdings ein paar Wochen dauern, falls sie nach Paris schreiben müsse, und sie erwarte am nächsten Tage eine Probe dieses Papiers von ihm.

Nur der Maler hatte sich ziemlich passiv verhalten und sich aufs Beobachten gelegt, und zwar nicht bloß aufs Beobachten des schönen Mädchens, sondern auch auf das seiner jungen Freunde. Als das japanische Körbchen mit den Cigarren an ihn gelangte, hatte er dieselben sehr genau betrachtet; ihr Aeußeres war ein so vertrauenerweckendes, daß er, als die an den Bruder Tatjanas gerichtete Frage, ob er nicht rauche, verneint ward, ein

leichtes Lächeln nicht unterdrücken konnte. Dieses Lächeln wurde von der jungen Dame aufgefangen, deren schöne blaue Augen überall zugleich zu sein schienen, und es mochte wohl für die blauen Augen etwas Ironisches haben, denn sie rief ihm lachend zu:

„Sie finden die Cigarre gut, und da mein Bruder nicht raucht, finden Sie, daß dieser Umstand tief blicken läßt, — hab' ich's errathen?“

Reinisch begnügte sich mit einer zustimmenden Neigung des Hauptes und einem artigen: „Das war allerdings mein Gedanke, — aber auch ich füge hinzu: *Hony soit qui mal y pense.*“

„Soll das auch gelten, wenn ich mir nun selber eine Cigarette nehme? Man hat in Deutschland ein Vorurtheil gegen das Rauchen der Damen, ich hoffe aber, die Herren sind frei von demselben.“

Sie waren es so sehr, daß Wendt sich beeiferte, die Cigarette, die von Tatjana's weißen Perlenzähnen gehalten werden sollte, selber zu drehen, und vor lauter Eifer zweimal nur eine unförmliche Wurst zustande brachte, und daß Born, als endlich ein erträgliches Exemplar gelungen war, es sich nicht nehmen ließ, das Wachs hölzchen zu halten, welches die Cigarette in Brand setzte.

Der Maler war inzwischen, als wäre es seine Aufgabe, nach allen Richtungen zu rekonstruieren, in den Salon getreten, wo er die auf dem runden Tisch ausgebreiteten Bücher musterte und die Musterung sogar auf den größeren oder geringeren Grad von Benutztheit ausdehnte. Er nahm sich Zeit dabei und ging sehr grünlich zu Werke, als lerne er so die Dame und ihren Werth am leichtesten, schnellsten und sichersten kennen; die Musterung amüsierte ihn übrigens sichtlich, erkehrte fast ausgeräumt ins Theezimmer zurück, und es lag viel Humor in dem Blick, der auf seinen Freunden und dem schönen Mädchen in ihrer Mitte ruhte.

Es geschah sehr planmäßig, daß Reinisch sich fortan fast ausschließlich mit der Mutter und ihrem melancholischen, erschrocken leidenden Sohn beschäftigte, obgleich er der ersteren jedes Wort förmlich abtaufen mußte und große Mühe hatte, sie aus ihrer schläfrigen Apathie aufzurütteln, während der letztere augenscheinlich unter einem moralischen Drucke litt und es nicht recht wagte, aus sich heraus zu gehen. Tatjana sah in dieser Artigkeit gegen ihre Verwandten einen Mangel an Bewunderung für ihre Schönheit, den sie dem Maler zu allerletzt verzieh, und ihre verletzte Eitelkeit äußerte sich in dem Versuch, ihn durch eine kleine List an ihre Seite zu bringen und ihn dann um jeden Preis an diese Seite zu bannen. Sie bat um sein sachverständiges Urtheil über eine Camee, die ihr als Brosche diente, und das Lächeln, mit welchem sie den Maler neben sich Platz nehmen sah, hatte etwas so Verführerisches, daß sie sich wohl beleidigt fühlen durfte, als er glatt und verbindlich blieb, ohne warm zu werden, und die erste sich bietende Gelegenheit benutzte, an seinen alten Platz zurückzukehren. Es war nur ein blitschneller, stauender Blick, der zu ihm hinüberflog, als sie ihn vernahmte, aber er genügte, dem Maler zu sagen, daß sie in hohem Grade pikirt war und daß er den Huldigungen seiner jungen Freunde ein fühlbares Gegengewicht gegeben hatte, — und er lächelte still in sich hinein und seine scharfen Augen gewahrten auch auf den Lippen des jungen Russen ein feines, kaum merkliches Lächeln, das ihm eine ironische Befriedigung auszudrücken schien.

Von diesem Augenblick an sah sich Reinisch ignorirt und Tatjana schien ihren ganzen Ehrgeiz darein zu setzen, wenigstens seinen Freunden die Köpfe vollständig zu verdrehen. Es hatte ganz den Anschein, als solle ihr dies gelingen; sie nöthigte Born an den Flügel, und der arme Dramendichter hatte seine mozartsche Sonate vielleicht nie besser gespielt, als unter den Augen der slavischen Sirene, deren weiße Hände mit den schlanken Fingern ihm das Notenblatt umwendeten und die sein Spiel wahrhaft hinreißend fand. Sie ließ sich bewegen, ebenfalls eine Probe ihrer Kunstfertigkeit zu geben, doch stellte ihre Wahl — Wagners Walkürenritt — ihrem musikalischen Gefühl kein besonderes Zeugniß aus, und auch ihr Spiel erwies sich als erschreckend schülerhaft, was nach Born's trefflichem, durchgeistigten Spiel doppelt auffallen mußte, wofür sie aber, wohl durch die Schmeicheleien ihrer Bewunderer verwöhnt, nicht das geringste Gefühl zu haben schien. Lindner, der über eine kleine, aber recht hübsche, ungeschulte, aber sympathische Tenorstimme verfügte, ließ sich bewegen, einige kärntnerische Volkslieder zu singen; als er dann die Bitte um einige russische Volkslieder wagte, sah er sich zu seiner Bewunderung an den Bruder verwiehen; Tatjana selber

erklärte sich außer Stande, auch nur die einfachste Weise annähernd richtig wiederzugeben. Arvenberg schloß sich nicht aus; er trug Lenas „Die Stimme des Windes, die Stimme des Regens, die Stimme der Glocken und die Stimme des Kindes“ mit all der diskreten Tonmalerei vor, die den Hauptvortrag seiner Recitationen ausmachte, und Tatjana sah sich dadurch veranlaßt, Heines „Die Blume der Brenta“ und „Die Wallfahrt nach Keblaar“ zu lesen; anfänglich erschien die Dämpfung ihrer Stimme auffällig, bald aber erkannte man, daß dieselbe ihre guten Gründe hatte, denn überall, wo sie einen Versuch machte, den Ton im Affekt zu heben und zu verstärken, schlug er um und bekam etwas Schrilles, Schnarrendes, das alle Illusion zerstörte. Wendt wollte nicht absolut stumm bleiben — nach langem Suchen entschied er sich für eins der „Nordseebilder“, brach aber inmitten mit der Erklärung ab, es gehe doch nicht, seine Heiserkeit sei zu arg; von dieser Heiserkeit hatte aber vorher keine Seele gewußt und sie sollte wohl auch nur die ihm tagende Erkenntniß maskiren, daß er als Vorleser durchaus keine vortheilhafte Rolle spiele.

Es wurde so spät, recht spät; jedem Versuch, das Zeichen zum Ausbruch zu geben, setzte Tatjana die Versicherung entgegen, daß sie nie vor 2, 3 Uhr zur Ruhe käme und dann bis 11 zu schlafen pflege. Dem Thee waren die feinen Viköre gefolgt und Born war unter dem Einfluß derselben allmählich in den Besitz eines sehr rothen Kopfs und einer dichterischen Begeisterung gelangt, die des Alleinseins bedurfte, um sich in halbblauem Selbstgespräch auszutoben. Da auch für Lindner das Stadium herangekommen war, in dem er leicht melancholisch wurde, trieb Reinisch ernstlich zum Ausbruch, der denn auch endlich erfolgte. Tatjana ließ sich versprechen, daß die Herren sie recht bald einmal wieder beehren würden — ohne Ceremonie — und sie stattete Wendt beim Scheiden ihren Dank dafür, seine Freunde zu ihr gebracht zu haben, in so freundschaftlicher Weise ab, daß er ganz hingerissen war und der Veruchung nicht widerstehen konnte, seine Lippen auf ihre weiße Hand zu drücken, was sie auch mit einem Lächeln geschehen ließ — mit einem Lächeln, in dem allerdings herzlich wenig Ermuthigung für eine Bewerbung lag, das vielmehr sagen zu wollen schien: „Meinetwegen, dir wunderlichen Raiz muß man in so vorgerückter Stunde schon etwas zu gute halten.“

Tatjana hatte jedem ihrer neuen Freunde die Hand gegeben, nur Reinisch bildete eine Ausnahme und mußte sich mit einer Verbeugung begnügen, die einen starken Beigeschmack von Herablassung hatte.

Man ging, nachdem man das Haus verlassen und Wendt noch einen letzten schmachttenden Blick nach den erleuchteten Fenstern geworfen hatte, — das ganze übrige Haus lag bereits in tiefem Dunkel, — eine Weile schweigend nebeneinander her, bis endlich unser verliebter Jurist in überströmendem Gefühl ausrief:

„Die ewigen Sterne will ich nicht anrufen, das wäre geschmacklos, aber sagt einmal ehrlich, ist sie nicht ein wunderbares, reizendes Geschöpf?“

Man pflichtete ihm von allen Seiten bei.

Born meinte:

„Diesmal, Wendt, hatten Sie eher zu wenig, als zu viel gesagt; darauf war ich nicht gefaßt.“

Lindner sagte nachdenklich und ernst, als sei jedes Wort von Wichtigkeit:

„Da heißt es in der That, die Ohren steif halten und sich nicht verplempern.“

Arvenberg endlich, der Jünger Schopenhauers, glaubte Tatjana's Reiz nicht würdiger schildern zu können, als durch ein Citat aus seines Meisters Werken:

„In der That ein Knalleffekt der Natur!“

Reinisch verhielt sich schweigend, sodas Wendt, fast überrascht und beleidigt, fragte:

„Und Sie? Sind Sie dermaßen überwältigt, daß Sie keine Worte finden? Oder liegt Ihnen so viel an den sechs Flaschen Marcobrunner, daß Sie ihretwegen ungerecht und unwahr werden? Sie können doch nicht leugnen, daß Tatjana Walujeff ein Meisterwerk des Schöpfers ist, gleich ausgezeichnet durch Schönheit, Anmuth und Geist?“

Reinisch schien nicht recht mit der Sprache herauszuwollen, nicht recht zu wissen, wie das Urtheil zu formuliren sei, um nicht Anstoß zu erregen, er meinte endlich ausweichend:

„Nun ja, Sie dürfen Ihren Verlobungs-Marcobrunner behalten, ich würde doch überstimmt werden.“

Aber das genügte Wendt nicht, sodaß der Maler endlich lospolterte:

„Ach was, lassen Sie mich in Frieden! Ich bin durchaus nicht von Ihrer Ruffin entzückt, ich kenne diese Sorte Weiber und weiß, was von ihnen zu erwarten ist. Apffel vom Todten Meer — außen lachend und rothwangig, innen Asche! Aber was würde mir's denn nützen, wollte ich Sie psychologisch zergliedern, sie hat's euch einmal angethan, was ich ja ganz erklärlich und natürlich finde, und ihr werdet wieder und wieder zu ihr gehen, bis sie des Spielzeugs müde ist und euch bei Seite wirft; ihr müßt durch Schaden klug werden, und ihr seid viel zu tüchtige Kerle und viel zu klare Köpfe, als daß die Sache gefährlich werden könnte. Die Erfahrung wird nicht zu theuer bezahlt sein, thut also, was ihr nicht lassen könnt und vielleicht auch nicht lassen sollt!“

Das fand denn der gute Wendt außer dem Spaße. Daß jemand in diesem Tone von seinem Ideal sprechen könne, hatte er sich nicht träumen lassen und er glaubte sehr ironisch zu sein, indem er achselzuckend erwiderte:

„Die alte Geschichte vom Fuchs und den angeblich sauren Trauben!“

„Da Sie es sind und da Sie sich bereits total in Ihre Sarmatin verliebt haben, soll Ihnen die Anzüglichkeit geschenkt sein; Sie können nicht wissen, wie komisch mir das erscheint. Das lassen Sie sich aber gesagt sein: an einer Frau, auf deren Salonbüchertisch die Rig-Webas friedlich neben den Memoiren der abenteuernden Amerikanerin liegen, die einen russischen Großfürsten so weit brachte, die Diamanten seiner kaiserlichen Mama

zu verfehlen, kann nicht viel sein, d. h. in meinem Sinne, der ja auch der eure ist.“

„Aber bester Reinißch,“ wendete Born ein, „ich bestreite ja nicht, daß dieses Mädchen vielleicht mißleitet ist, daß ungünstige Einflüsse auf sie eingewirkt haben mögen, daß die große Welt sie bis zu einem gewissen Grade korrumpirt hat, daß ihre Entwicklung keine harmonische ist, daß der Wehthau ihrer Blasirtheit auf ihre Seele gefallen ist; aber kann darum ihre Natur nicht von Hause aus edel angelegt sein, wäre es so ganz unmöglich, die eingeschlaferten und betäubten idealen Instinkte in ihr zu wecken und den Baum von dem üppigen Schlingengewächs zu befreien, das ihn zu überwuchern droht?“

„Bleiben Sie mir mit den ‚Rettungen‘ vom Leibe, Sie wissen nicht, wie viel echtes Unglück diese Illusion schon hervorgebracht hat. Natürlich, man kann die eigne Verliebtheit so hübsch vor sich selber entschuldigen, indem man sich einredet, man wolle nur eine irragende schöne Seele retten und sie sich selber wiedergeben, und Sie wären ja kein Poet, wenn Sie sich nicht in diese Idee verliebten. Sie wird Ihnen jedenfalls auch als Köder hingeworfen werden und Sie werden blind und gierig wie eine Forelle auf denselben anbeißen, aber Sie werden mir's wieder jagen, daß Sie ein rechtes Kind gewesen sind, als Sie sich fangen ließen. Sie werden Wasser in ein Sieb schöpfen — aber machen Sie den Kursus nur durch; für Sie dürfte derselbe besonders heilsam sein und wer weiß, ob Sie nicht schließlich aus dieser Erfahrung ein ganz hübsches Lustspiel machen, in dem auf Ihre schöne Ruffin allerlei ironische Lichter fallen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Heros des Gründerthums*).

Von Dr. A. Wülberger.

Schon unter Ludwig XIV. waren alle Mittel erschöpft, welche eine unredliche und verzweifelte Finanzkunst erfinden kann, um leere Staatskassen wenigstens momentan und soweit zu füllen, daß die öffentliche Maschine doch einigermaßen fortarbeiten kann: man hatte Schulden gemacht, solange noch irgend jemand borgte; man hatte durch Anweisungen auf die königlichen Kassen eine schwebende Schuld geschaffen, die als entwerthetes Papiergeld in alle Kanäle des Privatverkehrs sich eindrängte und hier stagnirte; man hatte überflüssige und schädliche Aemter geschaffen und gegen Kapitalien verkauft, deren Zinsen dann das Staatseinkommen darstellte; man hatte die Münzen verschlechtert und die Steuern zum voraus erhoben; man hatte unter anderm eine Handelsgesellschaft, die französisch-ostindische Kompagnie, gegründet, die in Wahrheit nichts war, als ein verstedtes Anlehen, indem die Regierung das eingezahlte Stammkapital einsteckte und dafür eine Verzinsung von acht Prozent versprach. Als der König am 1. September 1715 die Augen schloß, war folgendes sein Vermächtniß: Die öffentliche Schuld, was man jetzt die konsolidirte Staatsschuld heißt, betrug 2400 Millionen Livres, die schwebende in Schatzanweisungen 711 Millionen. Die Einnahmen für 1715 waren zu 155, die ordentlichen Ausgaben zu 147 Millionen berechnet, sodaß für die Verzinsung der Schuld und die Einlösung der Schatzanweisungen kaum acht Millionen übrig blieben. In Wirklichkeit kamen aber von den Einnahmen weniger als die Hälfte in den Schatz, den Rest verschlangen die auf die einzelnen Kassen gegebenen Anweisungen und die Renten. Ebenso war für 1716 und 1717 mehr als die Hälfte der Einnahmen durch Verpfändungen und Anweisungen verausgabt. Diese trostlose Erbschaft hatte der Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, der Sohn jener berühmten deutschen Prinzessin Elisabeth Charlotte, anzutreten.

Die Lage war so verzweifelt, daß der Herzog von St. Simon dem Regenten vorschlug, die Reichstände zusammenzuberaufen und durch sie, um jede Schuld von sich abzuwälzen, den Bankrott erklären zu lassen. Das wollte der Regent nicht, sondern er entschloß sich zu Maßregeln, welche den Verhältnissen angemessen waren, indem er das stehende Heer reduzirte und den entlassenen Soldaten eine mehrjährige Abgabefreiheit zusicherte, wenn sie ein verlassenes Haus, eine preisgegebene Wirtschaft übernehmen

wollten: ein Zug, der mehr als vieles andere einen Einblick in den ganzen wirtschaftlichen Abgrund gewährt, den Ludwigs XIV. Kriege und Verschwendung gegraben hatten: viele tausende, welche die Steuer nicht mehr erschwingen konnten, hatten Haus und Hof verlassen und lebten, wie Wilde, in den Wäldern, nur um den Verzationen der Steuerpächter zu entgehen. Desgleichen bedrohte der Regent die Härten und Rücksichtslosigkeiten der Finanzbeamten und gab den Parlamenten ihr altes Recht, dem Könige Vorstellungen zu machen, zurück. Der Anfang war nicht übel, und fuhr man auf diesem Wege fort, die Ausgaben zu vermindern und durch Rückkehr des Vertrauens den Verkehr zu beleben, so konnte sich in zehn Jahren die Lage wesentlich bessern, wenn es auch unvermeidlich gewesen wäre, einen Theil der Gläubiger zu verつösten. Aber es fehlte die entscheidende Tugend — Geduld; man wollte nicht warten und war darum noch vor Ablauf des Jahres 1715 in die alten Finanzkünste zurückgefallen, durch welche das Uebel nur verschlimmert werden konnte. Durch eine dreifache Spoliation sollte dem Staatsschatz aufgeholfen werden; zunächst durch Münzverschlechterung. Man befahl die Einlieferung aller Münzen, nahm den Louisd'or von 14 L. zu 16 an, gab ihn aber nach der Umprägung zu 20 wieder aus. Diese Unredlichkeit, hoffte man, werde dem Schatz über 200 Millionen baar eintragen; aber da nur ein Drittel der erwarteten Summe von 1000 Millionen eingeliefert wurde, gewann der Schatz nur 72 Millionen, mußte aber dafür die Steuern in der entwertheten Münze annehmen und seine eigenen Bedürfnisse theurer bezahlen. Verwirrung drang in alle Verhältnisse und lähmte den Verkehr, der kaum sich zu beleben angefangen hatte. Die alten schweren Münzen gingen ins Ausland, wo insbesondere Juden die Umprägung besorgten und den Gewinn einsteckten. Zweitens durch eine Reduktion der schwebenden Schuld. Die Schatzanweisungen sollten bei einer Kommission angemeldet werden, welche die näheren Umstände der Erwerbung untersuchen und die richtig befundenen visiren sollte. Das Visa bestand aber darin, daß man 1 bis 4 Fünftel, je nachdem, unterdrückte, das Uebriggebliebene in neue vierprozentige Staatsbilletts umwandelte und den nicht angemeldeten Rest von 114 Millionen für gänzlich wertlos erklärte. So hatte man die 711 Millionen auf 200 heruntergebracht, ein Verlust, der darum nicht so schwer empfunden

* Wir haben einen Theil des hier behandelten interessanten Themas bereits vor mehr als Jahresfrist feuilletonistisch skizzenhaft beleuchtet, hoffen daher umso mehr mit der Veröffentlichung dieser Studie unfres beliebten Mitarbeiters den Lesern einen Dienst zu erweisen.

wurde, weil diese Schatzanweisungen vorher schon durchschnittlich auf die Hälfte entwerthet waren. Aber auch die neuen Staatsbilletts verloren trotz der versprochenen Verzinsung gleich anfangs 40, später 60 Prozent. Nun kam aber noch die Schändlichkeit hinzu, daß der Regent von den annullirten Anweisungen durch einen geheimen Nachspruch 50 Millionen zu Gunsten von Höflingen, Offizieren und vornehmen Damen wiederherstellte. Nunmehr erklärte man, die Gerechtigkeit fordere auch die Reduzirung der konsolidirten Staatsschuld, und setzte die Staatsrenten um 20 Millionen Kapital und über 3 Millionen Zinsen herab. — Die dritte Maßregel war die Einsetzung der *Chambre ardente*, eines außerordentlichen Gerichtshofes, der die Veruntreuungen von Finanzbeamten, die Erpressungen von Staatspächtern, den Wucher von Privatleuten untersuchen und mit Geld bestrafen sollte. Aber die Untersuchung, welche bis 1689 zurückgehen sollte, erschreckte alle Besitzenden; die Flucht war bei Todesstrafe verboten, und wirklich wurden einige Flüchtlinge hingerichtet. Bald artete die Untersuchung in reine Blünderung aus, sodas die Verbrechen, die hier begangen wurden, ärger waren, als die, welche man bestrafen wollte. Sobald der Regent einmal sich schwach gezeigt, verwandelte sich seine ganze Umgebung, Prinzen und Prinzessinnen in Bittsteller und Unterhändler; aber jeder hatte seinen Preis, auch die Richter und Kommissarien; eine maßlose Korruption riß ein, und zur allgemeinen Freude wurde die *Chambre ardente* anfangs 1717 aufgehoben, nachdem sie 1 200 000 L. gekostet und statt der erwarteten 220 Millionen kaum ein Drittel davon eingetragen hatte.

Was war nun das Resultat aller dieser Spoliationen? Man sprach das Wort Staatsbankerott nicht aus und steckte doch mitten drinne. Wer z. B. 10 000 L. zum Bija getragen und dort, was allerdings der ungünstigste Fall war, nur 2000 L. in Staatsbilletts erhalten hatte, der verlor auch an diesen jetzt, wegen ihrer Entwerthung zwei Dritttheile, hatte also effektiv nur 670 L. Und, was die Hauptsache war, man stand noch immer vor der alten ungelösten und jetzt noch schwerer zu lösenden Frage, wie soll das Defizit beseitigt, die Staatsmaschine im Gang erhalten werden, Vertrauen und Verkehr wieder aufleben?

Ein solcher Zustand war die Nacht, in der Lavo's Sterne leuchten zu können schienen. John Law, eines Goldschmieds Sohn aus Edinburg, geboren 1671, hatte das Bankgeschäft in Holland praktisch erlernt, hauptsächlich aber durch fabelhaftes Glück im Hazardspiel ein großes Vermögen sich erworben, ein Umstand, der seinem Rufe damals keineswegs Eintrag that. Schon 1705 war er als national-ökonomischer Schriftsteller aufgetreten und hatte eine Theorie des Wohlstandes für Fürsten und Völker entwickelt, die er bezeichnend genug das System nannte. Dieses System ist kurz folgendes: Das gemünzte Geld ist nach ihm ein sehr mangelhaftes Cirkulationsmittel, insofern es sich abnutzt, nur mit Risiko verschiedenbar und der willkürlichen Tarifrung durch Fürsten ausgesetzt ist, auch eines konstanten Werthes entbehrt. Tritt dagegen ein Staatspapiergeld

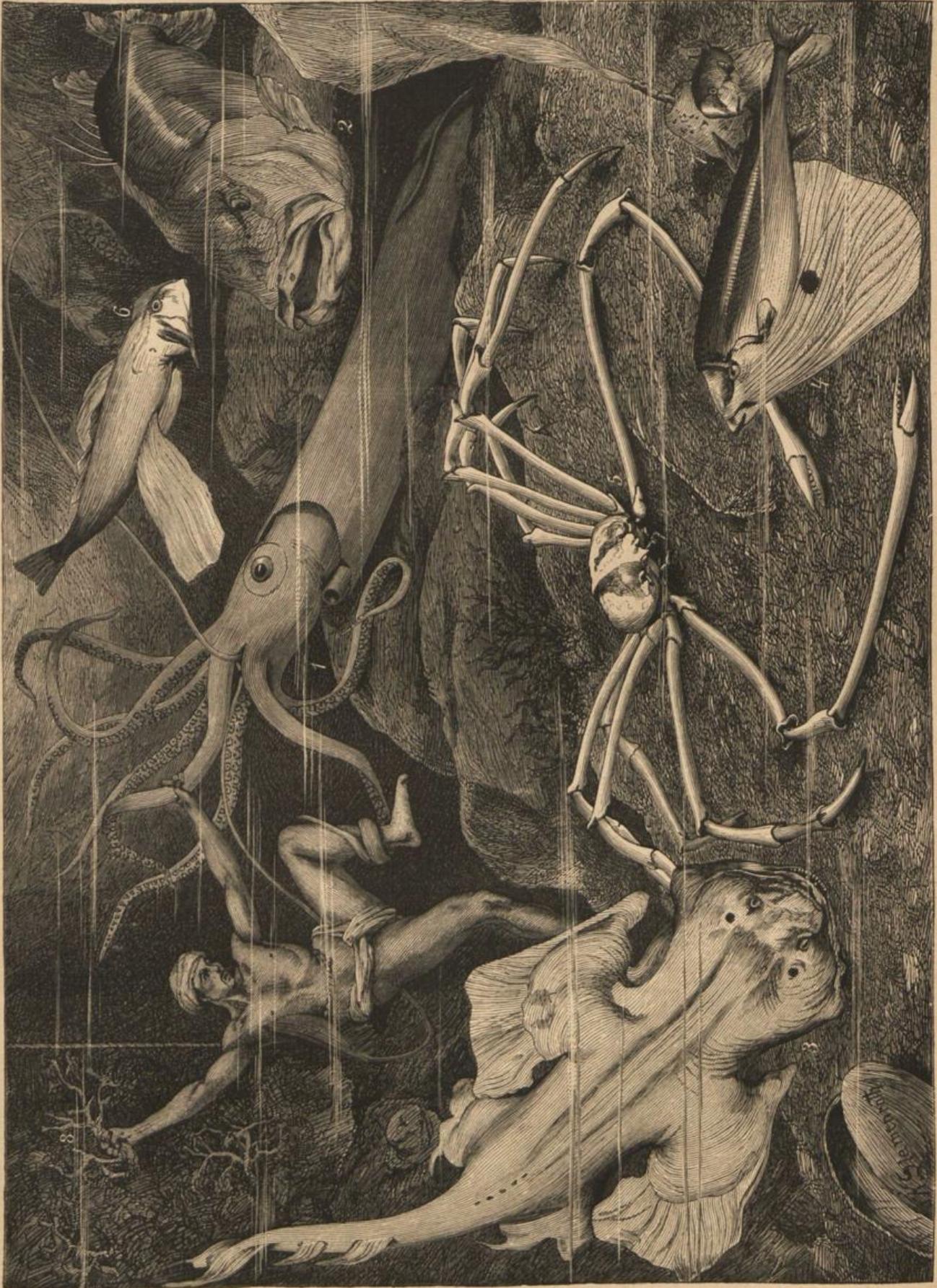
an seine Stelle, das z. B. auf Grund und Boden basirt sein kann, so fallen alle diese Gefahren und Schwierigkeiten weg, und während man gegenwärtig auf alle Weise bemüht ist, die Summe des in einem Lande umlaufenden Geldes zu erhalten und zu vermehren, ohne dieses Ziel zu erreichen, geht das leicht und spielend mit der Zettelpresse. Wenn eine Privatbank, ohne Gefahr für ihre Solvenz, mehr Zettel ausgeben kann, als ihr Stammkapital beträgt, so muß das noch viel mehr der Fall sein bei einer Staatsbank, deren Gesellschaft die ganze Nation ist. Und, wenn ein Kaufmann mit 100 000 L. Kapital mittels seines Kredits für eine Million Geschäfte machen und damit den Ertrag seines Kapitals verzehnfachen kann, so geht das noch viel einfacher beim Staate. Das Beste wäre daher, wenn man einer solchen Bank alles Metallgeld anvertraute und nur soviel cirkuliren ließe, als der Verkehr zur Ausgleichung braucht. Mit dem Ueberschuß der Summe der Noten über die des deponirten Metallgeldes können dann großartige Unternehmungen begonnen werden, deren Folge der allgemeine Wohlstand sein wird. — Man sieht aus dieser Skizze, wie so manches, was die spätere Zeit entwickelt hat, schon in Lavo's Kopfe gährte und arbeitete und wird sich wohl hüten, ihn ohne weiteres unter die Betrüger zu rechnen; man sieht aber auch, welch' ungeheure Gefahren und Irrthümer das System in seinem Schoße barg. Der Grundirrtum war, daß er über den Schattenseiten des Metallgeldes seine Haupteigenschaft über sah, den reellen Werth, die Kaufkraft in der ganzen civilisirten Welt; daß er eine willkürliche Vermehrung der Cirkulationsmittel für eine Vermehrung des Nationalvermögens hielt, während sie doch nur das Metallgeld aus dem Lande treiben und im Land alle Preise erhöhen mußte. Vollends aber in einem absolut regierten Land, wie Frankreich, war seine Nationalbank allen brutalen Eingriffen einer gewissenlosen Regierung mit ihrem Anhang von Höflingen und Günstlingen beiderlei Geschlechts schutzlos preisgegeben. — Nachdem Law mit seinem Projekt vergeblich in Schottland und England anzukommen versucht, kam er um 1707 nach Paris und hier als reicher Lebemann und Spieler gleich in die höchste, um nicht zu sagen beste Gesellschaft, auch in die des nachmaligen Regenten, des



Leibnitz. (Seite 514.)

Herzogs von Orleans. Allein sein Spielglück und sein Aufwand machten ihn verdächtig, er wurde ausgewiesen und besuchte jetzt auch Deutschland und Italien, überall bemüht, seine Pläne den Regierungen anzupreisen. In Wien fand er kein Gehör; beim Herzog von Savoyen aber, dem nachmaligen König Viktor Amadeus, erhielt er seine Abfertigung mit den Worten, der Herzog sei nicht mächtig genug, um sich zu ruiniren. — Im Jahre 1714 gelang es ihm, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, und noch zu Lebzeiten Ludwigs XIV. wurden die Vorbereitungen zu einer Bank in seinem Sinne getroffen. Allein der Tod des Königs brachte alles wieder ins Stocken, und erst, als der Regent sich nicht mehr zu helfen wußte, kam man auf Lavo's Vorschläge zurück und untersuchte sie durch

eine Kommission, zu der viele Geschäftsleute zugezogen wurden. | bank zurück und bewilligte ihm nur die Errichtung einer Privat-
 Allein auch hier scheute man vor den Gefahren einer Staats- | bank, die im Mai 1716 Privilegium und Statuten erhielt.



Die internationale Fischerei-Ausstellung zu Berlin. (Seite 515.)

Diese Bank sollte ein Grundkapital von 6 Millionen Livres in | gegen Depositen Zahlungen machen, alles nur gegen eine Gebühr
 1200 Aktien, à 5000 L., haben, Wechsel diskontieren, für Private | von 5 Sous für 1000 Bankthaler, gleich $\frac{1}{200}$ Prozent. Zur

Beruhigung des Handelsstands war ihr verboten, Handels-Affekuranz- und Kommissionsgeschäfte zu treiben, Darlehen zu machen und aufzunehmen. Später erhielt sie allerdings die Erlaubniß, Wechsel zu vier Prozent zu diskontieren. Zugleich war aber der Bank auferlegt worden, daß die Aktien nur zu $\frac{1}{4}$ baar, zu $\frac{3}{4}$ in jenen auf 40 Prozent des Nennwerts entwertheten Staatsbilletts einbezahlt werden durften. In Wahrheit hatte also die Bank nur über 3 300 000 L. Kapital zu verfügen, dagegen das Recht, Bankzettel zu 1000 und 10 000 Bankthaler auszugeben, die sie jederzeit gegen Metall einzulösen hatte. Die Eröffnung der Bank wurde mit Hohn aufgenommen, da leicht berechnet werden konnte, daß ihr Gewinn lächerlich gering sein mußte, selbst wenn sie ihr ganzes nominelles Kapital täglich umsetzte. Allein Law verwaltete seine Bank musterhaft und konnte nach sechs Monaten in der ersten Generalversammlung eine Dividende von $7\frac{1}{2}$ Prozent ankündigen. So bescheiden der Anfang war, so ließ sich doch der wohlthätige Einfluß der Bank auf die Geschäfte nicht verkennen. Aber auch jetzt fehlte wieder die Geduld; man konnte, man wollte nicht warten, und namentlich ließen die 250 millionen Staatsbilletts, die in ihrer Entwerthung eine stete Beschämung für die Regierung waren, den Regenten nicht schlafen. Es war schon eine große Unvorsichtigkeit von Law gewesen, daß er sich dazu verstanden hatte, $\frac{3}{4}$ seines Baarkapitals in diesen Staatsbilletts anzunehmen, um wenigstens einen Theil derselben dem Verkehr zu entziehen; aber was waren $4\frac{1}{2}$ Millionen gegen 250? Keine 2 Prozent. Law aber hatte versprochen, die ganze Schuld wegzuschaffen und Hof und Regierung in Ueberfluß zu versetzen, und das sollte er jetzt leisten. Den äußeren Anlaß

dazu bot der Umstand, daß ein reicher Kaufmann, namens Crozat, der ein Handelsprivilegium nach Louisiana erhalten hatte, als ihm die Chambre ardente eine Summe abpressen wollte, sein Privilegium und seine Schiffe der Regierung zur Verfügung stellte, um nicht weiter behelligt zu werden. Was sollte man mit beidem anfangen? Der Herzog von Noailles, ein erbitterter Gegner Laws, glaubte jetzt, eine Gelegenheit gefunden zu haben, einerseits der Regierung eine große Summe der fatalen Staatsbilletts vom Halse zu schaffen, andererseits dem Schotten eine Schlinge zu legen, und wandte sich an Law, der zwar die Falle merkte, aber im Vertrauen auf sein System doch hineinging. So kam der Plan der „Compagnie d'Occident“ zustande, einer Handelsgesellschaft nach Louisiana mit 100 Millionen Kapital, die man in Staatsbilletts sollte einbezahlen dürfen. Es waren 200 000 Aktien, à 500 L. Das Louisiana aber, welches die Kompagnie zu eigen erhielt, ist nicht der kleine Unionsstaat unserer hentigen Karten, sondern umfaßte den ungeheuren Raum zwischen Florida und Neuengland im Osten und den Felsengebirgen im Westen, zwischen Mexiko und dem Golfe im Süden und den kanadischen Seen im Norden, ungefähr die Hälfte des gegenwärtigen riesigen Gebiets der Vereinigten Staaten. Aber es war zu deutlich, daß die ganze Geschichte nur darauf berechnet war, der Regierung 100 millionen ihrer Staatsbilletts abzunehmen, daß also die Gesellschaft in Wahrheit gar kein Kapital, höchstens eine Reserve hatte: daher begegnete die Zeichnung der Aktien einem unüberwindlichen Mißtrauen und es dauerte fast ein Jahr, bis sie vollendet war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wort über Töchtererziehung.

I.

Wer die Geschichte der Frau schreiben wollte, müßte damit anfangen, die Geschichte der Töchtererziehung gründlich zu studieren, um so sich in den Stand gesetzt zu sehen, die vielen dunklen Punkte in der Geschichte des Weibes und dessen Stellung in der Gesellschaft zu klären und aufzuhellen. Inwieweit jene Schranken, welche wir noch heutzutage gegen die Gleichstellung der Frau mit dem Manne ausgerichtet sehen, natürliche oder künstliche Schranken sind, darüber läßt sich nach Herzenslust streiten; das eine ist nur gewiß, daß unsere heutige Töchtererziehung — trotz allen Verbesserungen, die sie erfahren, — nicht allein nicht alles thut, was sie könnte, um diese hemmenden Schranken zu entfernen, sondern — in ihren falschen Seiten — dieselben Schranken eher festigt und verstärkt. Es ist eine von den bedeutendsten Pädagogen und Ärzten getheilte Meinung, daß es unsre Töchtererziehung — nicht sowohl die körperliche, als die geistige — ist, welche einen großen Theil der heutigen Frauen unfähig zur Erfüllung selbst ihres natürlichsten Berufs, des der Mutter, macht, und es muß dem noch hinzugefügt werden, daß jede radikale Verbesserung in der sozialen Lage der Frau in gewissen falschen Seiten unserer Töchtererziehung einen geheimen, deshalb aber nicht weniger entschiedenen Hemmschuh findet.

In einem durch den „Deutschen Jugendschau“ seinerzeit veröffentlichten Artikel des Verfassers über „Häusliche Erziehung“ wurde die Hand der Eltern nur flüchtig auf die klaffendste Wunde der Töchtererziehung gelegt, nämlich auf die künstlich gesteigerte und begünstigte Ueberwucherung des Gemüthes und die gänzlich falsch verstandene Pflege desselben bei jungen Mädchen. — Der Gegenstand ist von der größten Wichtigkeit und die Töchtererziehung eine Angelegenheit, die, weit über ihren Rahmen hinaus, in das Geschick der kommenden Generationen mächtig eingreift; — und so sei es mir denn noch einmal vergönnt, darauf zurückzukommen, die Bestrebungen einer falschen Richtung in ihren Resultaten zu beleuchten und dann über Zwecke und Mittel einer zeitgemäßen Töchtererziehung zu sprechen.

Die Erziehung überhaupt ist nichts in sich Abgeschlossenes und Vollendetes; sie muß vielmehr, wie jede andere Wissenschaft, in jeder neuen Epoche ihre Wiedergeburt begehen. Es ist wahr, daß sie ihre Aufgabe darin findet, den Menschen zu bilden, aber nicht einen beliebigen, sondern grade denjenigen, welchen die treibenden Gedanken, die bestehenden Verhältnisse, die erkennbaren Strebungen und Ziele der Zeit erfordern. Und so wenig sich vom Schreibtisch aus eine Welt oder ein Reich regieren lassen,

ist es möglich, nach alten verblaßten Schablonen und hohlen Theorien unsere Kinder zu nützlichen und glücklichen Weltbürgern zu erziehen. Unabsehbare Gebiete haben sich dem menschlichen Geiste erschlossen, selbst die längst bekannten Dinge sprechen eine ganz neue Sprache zu uns, die geistige Substanz der Menschheit, die Ansprüche, Wünsche und Bestrebungen derselben und damit die Vorstellung von dem Ideale, das der einzelne in sich möglichst verwirklichen soll, — haben sich verändert, bereichert, gesteigert. — Erziehung und Bildung müssen in dem Boden ihrer Zeit keimen und blühen, und wahrhaft gebildet ist nur der, welcher im Stande ist, gleichermaßen seinem natürlichen Berufe nachzukommen wie die Ideen seiner Zeit zu verstehen und an den Aufgaben der mitleidenden Menschheit mit bewusster Einsicht mitzuarbeiten. Schlecht erzogen und ungebildet ist der, dem jedes Verständniß für die Forderungen seiner Zeit fehlt und der sich allein und nicht auch der Gesamtheit anzugehören glaubt.

Und erfüllt unsere heutige Töchtererziehung auch alles, was man von ihr fordern kann? Hat sie gleichen Schritt mit den Anforderungen der Zeit und des Geschlechts gehalten? Nein. — Groß sind in der That die Veränderungen und Verbesserungen, welche die Töchtererziehung in unseren Tagen erfuhr, aber dieselben können nicht wirken und helfen, solange zuhause einer Erziehungsmethode gehuldigt wird, der zufolge eben das Weib sich durch Jahrtausende im Kampf um das Dasein geschwächt und gelähmt fühlte, einer Erziehungsmethode, die in zwei Worten ihr Programm entwickelt: Tödtung des Verstandes, Herrschaft des Gemüthes. —

Uebermacht des Gemüthes heißt Ueberreizung der Nerven. Je mehr wir uns den Empfindungen des Augenblicks hingeben, die ja nichts anderes als wechselnde Nervenaffekte sind, desto geringer wird der Einfluß des Verstandes auf uns, desto leichter werden wir zu Sklaven der wechselnden Nervenstimmungen, der Leidenschaften werden. Je kräftiger die Nerven, um destoweniger werden sie die Herrschaft über uns an sich zu reißen suchen; je kräftiger der Verstand, um destoweniger wird er sich geneigt zeigen, seine Herrschaft über uns den Nerven abzutreten.

Kräftigung des Verstandes, Kräftigung der Nerven, das heißt Beschränkung der Gemüthsherrschaft, sollte also das Ziel jeder vernünftigen und speziell der Töchtererziehung sein. Aber man entgegnet darauf: Bei den Frauen wird immer das Gemüth vorherrschen und den Verstand zurückdrängen; dies liegt in der Natur des Weibes und gegen die Natur kann auch die Erziehung nichts ausrichten. . . . Als ob die Natur und nicht viel eher die

Erziehung unsere nervösen Frauen geschaffen hätte und es die Aufgabe der Erziehung wäre, die zugegebenen Fehler der Natur großzuziehen, anstatt gutzumachen oder doch in ihren Folgen zu mindern. Eben weil die Frau — sagen wir „von Natur“, da ja doch der „Sündenbock“ das älteste und liebste Hausthier der Menschen ist, — „von Natur“ also, so sehr geneigt ist, dem „Herzen“ eher, als dem Verstande zu gehorchen, muß die vernünftige Töchtererziehung vor allem dahin wirken, dem Verstande des Mädchens die größtmögliche Macht und Ausdehnung zu verleihen, auf daß er den Polypenarmen eines allzu reizbaren Nervensystems sich wirksam entwinden könne.

Die Mittel der entgegengesetzten Erziehungsmethode mögen allerdings sehr einfache sein. Man braucht nur die Phantasie des Mädchens mit überichwänglichen Bildern und Vorstellungen anzufüllen und dabei den Verstand darben zu lassen, man braucht nur die natürliche Reizbarkeit seiner Nerven durch Rührworte und Rührszenen, Thränenausbrüche zc. zc. noch zu steigern und seinen Gang zur Hingabe an den Eindruck des Augenblickes durch Vermehrung und Erhöhung dieser Eindrücke reger und mächtiger zu machen, man braucht nur die Welt ihm zu verhüllen, an sein „Herz“ und sein „Gemüth“ zu appelliren und diese beiden als die Triebfedern der eigenen wie der Handlungen anderer darzustellen (als ob wir nicht vor allem „vernünftig“ handeln müßten), man braucht nur das Mädchen daran zu gewöhnen, wozu es sich ohnehin schon geneigt fühlt — außerordentliche und unerwartete Dinge viel eher als natürliche und von unnatürlichen Hoffnungen viel mehr als von den Mitteln des nüchternen Verstandes zu erwarten — und man wird so spielend zu einem Resultate gelangen, welches in jeder einzelnen Frau sich spiegelt: Erregbarkeit und Reizbarkeit, Lust und Glauben an Schein und Neugierlichkeiten, Vertrauen auf den Zufall, Hängen am Kleinen, eine überwucherte Phantasie und ausgesprochene Unlust am ernstesten Denken.

Die Folgen einer solchen „Gemüthsbildung“ müssen die traurigsten sein; das, was die beste Mitgift unserer Töchter ausmachen sollte, einen kalten Kopf, einen festen Willen, Selbstvertrauen und einen helleren Verstand, kann sie nicht gewähren, dafür gibt sie dem Mädchen ein überreiztes Nervensystem und eine überfüllte Phantasie auf den Weg ins Leben, — zwei Gaben, die unserer materiellen Wohlfahrt wie der sittlichen Freiheit gleichmäßig im Wege stehen, vor allem aber der Erfüllung des weiblichen Berufes. Liegt denn nicht eben in dem Zuviel der Gemüthsbildung und in dem Zuwenig der Verstandes- und Willensbildung der Grund, weswegen so viele Frauen den Pflichten der Mutter nur halb oder gar nicht nachkommen können? Wie groß und unberechenbar ist der Schaden, den eine „nervöse“, d. h. allen Nervenstimmungen preisgegebene Mutter sich selbst und ihrem Kinde zufügt, vom Augenblick der Empfängnis bis in die letzten Jahre der Erziehung? Wie viel Selbst-

beherrschung und Selbstverleugnung, mit einem Worte, welche vollständige Herrschaft über sich selbst fordert nicht die Mutterschaft und keinen besseren Helfer kann es für eine Mutter geben, als starke Nerven und starke Muskeln und die vollständige Herrschaft des Verstandes. Es gibt keinen sittlichen Gehalt ohne den Verstand und keine bessere Waffe im Kampfe ums Dasein als diesen Verstand, und wo er seiner Herrschaft verlustig wird, geht auch die Lust am Kampfe selbst verloren. Aber, wird man uns entgegen, ist der Selbstmord, dieses Aufgeben des Lebenskampfes, nicht gerade unter den Männern, bei denen ja der Verstand das Gemüth überwiegen soll, nicht viel häufiger als bei den Frauen? Die Statistik gibt euch recht, aber die Statistik heuchelt. Denn wenn der Selbstmord das muthlose Aufgeben des Lebenskampfes, die Fahnenflucht des Strebegeistes bedeutet, dann gibt es noch eine zweite Art von Selbstmord, dann stehen gegen die hunderte der Selbstmorde in den Reihen der Männer, die tausende — der Preisgebungen bei dem andern Geschlecht auf — mit anderen Worten, die Preisgebung ist nichts anderes, als der moralische Selbstmord der Frau, worin sie alle ihre Waffen streckt, weil ihr Wille zu schwach, ihr Unternehmungsgeist zu gering und ihr Verstand zu ohnmächtig ist, um den hohlen Schein von der Wirklichkeit zu trennen, ihr „Herz“ aber stark genug, um auch noch über dem Grab der Ehre lustig weiter zu schlagen — — —

Möchten doch alle Mütter und Erzieher sich dreifach die Stelle unterstreichen, daß es keine bessere Schutzwehr für die Tugend unserer Töchter gibt, als einen tüchtig entwickelten Verstand und Willen, ein widerstandsfähiges Selbstvertrauen in sich selbst und einen klaren objektiven Blick. Moralpredigten verderben und führen eher zum entgegengesetzten Ziele.

Wohl ist es die Macht einer üppigen Phantasie, welche die Frau vieles erdulden läßt, ohne zu murren; allein in wessen Interesse ist es? Gewiß am allerwenigsten in dem der Frauen, der Geist des Duldens, der eben einer übermächtigen, alles hoffenden und nichts unternehmenden, wünschereichen, aber thatenlosen Phantasie entspringt, ist es ja eben, welcher die Frau so weit in ihren Rechten und Ansprüchen zurückgestellt und damit den Fortschritt der Menschheit ebenso wie die Verbesserung der Frauen lange aufgehalten hat; und somit darf das Mädchen nicht zum trägen Wünschen und stillen Dulden, sondern zum Handeln und zur Thatkraft erzogen werden. Die Lust am Leben und dessen Genuß darf in ihm nicht erstickt, dafür aber es auch nicht daran gewöhnt werden, die Befriedigung dieser Lust anderswo als in seinen Fähigkeiten und Arbeitskräften zu suchen. Und nur ein Weg führt zu diesem Ziele: Eine Erziehung, die die Herrschaft des Verstandes in der Seele des Mädchens ermöglicht, das Vernunftleben zu erweitern, das Nervenleben zu beschränken sich bestrebt und unsere Töchter befähigt, gerüstet in die Arena des Lebens herabzusteigen.

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

14. Juli.

„Ja, ich hatte es als Soldat sehr gut! — Nach dem Exercitium in die Küche abkommandirt, habe ich mir das Leben dort so angenehm gemacht wie möglich! — Es war ein vergnüglicher Aufenthalt; nie Mangel, stets Ueberfluß und Gelegenheit genug, noch Ersparnisse zu machen!“ — — So hörte ich in einer Restauration einen wohlgenährten Civilisten zu einem meiner Kameraden sagen, und als ich zu dem Sprecher aufblickte, der in Erinnerung an die vollen Fleischtöpfe in der Menage mit seinen Lippen schmunzelte, da war mir das Bild jenes Koches, der die besten Bissen immer vor der Essenszeit aus den Töpfen zu stehlen pflegte und selbst verzehrte, so — daß das Fett an seinen Mundwinkeln herniederlief, ganz deutlich vor Augen und ich konnte mich nicht enthalten, den Menschen zu fragen, ob er nicht auch die Fettaggen von den Suppen der Kameraden heruntergenommen habe, als einen unnöthigen Ueberfluß und Luxus. — Er lachte und versetzte: „Es muß jeder sehen, wo er bleibt!“

15. Juli.

Vor mir wie ein goldgeschnittnes Märchenbuch liegt meine Jugendzeit. Tausend Blätter und auf jeder Seite ein Bild! —

Oftmals so im stillen blättere ich darin und dann steigt vor meinem inneren Aug flutend eine Fülle von Gestalten und Empfindungen auf. Soviel Thorheiten und soviel falsche Gefühle! — Der ernste Sinn lächelt über die jugendlichen Verirrungen, aber er belächelt sie gern; denn an der Jugend hängt das Herz! — — Und so belächle ich die Bleisoldaten und die Trommel und den Helm, den der Vater mir Knaben immer zu Weihnachten zu schenken pflegte, und so belächle ich die kriegerischen Spiele unter den Schulfameraden, so lächle ich auch über den patriotischen Kinderfanatismus, der oftmals in hohe Flammen ausflag, an der Belobigung der Erwachsenen stets einen nähernden Zunder erhielt, und so lächle ich auch noch über manches aus meiner Jugendzeit — wehmüthig-mitleidsvoll! — — — Ich besinne mich noch ganz gut, wenn wir Kinder mit besonderer Bravour auf dem Turnplatz den Soldaten nachmachten. Unser Lehrer, ein gedienter Soldat, hielt streng auf Strammheit und Zucht. Die harmonische Ausbildung aller Körperkräfte war ihm zuwider und er pflegte zu sagen: „Wollt wohl Seiltänzer werden? — Lernt marschiren und frühzeitig Soldaten werden! — Das ist die Hauptsache für euch.“ Der arme Mensch und die armen

Kinder, die einem solchen Lehrer zur Erziehung übergeben sind! — Als wenn die militärische Zucht eines Heeres einerzercirter Soldaten ausreichte, das Vaterland in der Gefahr, von wilden Feinden überflutet zu werden, zu retten! — In der höchsten Gefahr ist ein jeder Soldat, Frauen, Mädchen, Greise, Kinder, in der höchsten Gefahr ersetzt „ein“ Mann zehn Soldaten, an Muth, Opferfreudigkeit und Ausdauer.

Elisabeth Lieber an Freimann.

„Gehe, ich beschwöre dich, gleich nach dem Lazareth. Unserm Morgenroth soll ein Unglück begegnet sein. Wir sind alle in großer Aufregung, weil wir ganz ohne nähere Nachrichten sind. — Aber gehe gleich! — Bitte, bitte!“

8 Tage später.

Thure Freundin! Ich kann selbst nicht schreiben; ein Nebenmann von mir hat die Freundlichkeit, meine Worte aufzuzeichnen! — Du sollst gleich nach dem Unglücke im Lazareth gewesen sein, um mich zu sehen. Man hat es mir später gesagt. O ich danke dir von ganzem Herzen für deine Güte! Wer hätte außer dir das auch wohl gethan? — Wenn ich wieder gesund sein werde und das Lazareth verlassen kann, werde ich zuerst zu dir kommen. — Freimann war gestern hier; er ist ein so guter Mensch, und ich habe ihn so sehr lieb. — Ihr beide seid meinem Herzen am nächsten. — Es war ein übler Tag! — Es regnete stark. Wir mußten trotzdem ausrücken. — Durchnäht bis auf die Haut kamen wir in den Wald. Die Wege waren aufgeweicht und schlüpfrig. — Während einer Attaque fiel ich unglücklicherweise über eine Baumwurzel und da ich das Gewehr im Arme hatte, vermochte ich dem Falle nicht auszuweichen. — Nun liege ich hier, mit wieder eingerenktem und zerbrochenem rechten Arm. — Das Fieber ist vorüber, auch die Schmerzen haben nachgelassen und mein erstes ist, an dich, liebes Herz, schreiben zu lassen. — Ich trage den Arm im Gipsverband, und ehe er nicht einigermaßen geheilt sein wird, darf ich das Lazareth nicht verlassen. — Wir sind hier unsrer dreizehn; alle im grauen Zwillingszuge mit großen Pantoffeln angethan. Das Lokal ist groß und unsauber. — Ich war froh, trotz der Betrübniß, dich nicht gesehen zu haben, daß man dich nicht zu mir ließ! — Das ist hier kein Aufenthalt für Damen! — So, nun will ich meinen Kameraden nicht länger belästigen. — Ich übe mich heute schon, mit der linken Hand zu schreiben und wenn ich darin einige Fertigkeit erlangt haben werde, so schreibe ich selbst. Bis dahin lebe wohl und grüße gütigst deine theuren Eltern und deinen Bruder. — Ich versetze mich in Gedanken immer zu dir und dann sitze ich in der Ecke im Sopha und plaudere mit dir, wie früher, so angenehm und so erbebend.

Thure Freundin! Deine Zeilen bewahre ich auf meinem Herzen. — Sie haben mir wohlgethan in meiner Einsamkeit. Oftmals hole ich sie heimlich wieder vor, um sie von neuem zu lesen. Ich weiß sie zwar schon auswendig, aber ich betrachte so gerne deine Schriftzüge. — Heut' ist der Verband abgenommen worden und da ist denn konstatiert, daß — erschrecke nur nicht — der Arm falsch eingerent, oder richtig gefagt, gar nicht eingerent gewesen war. — Da der Unterarm gebrochen, so ist die Prozedur, der Versuch des nochmaligen Einrentens unmöglich und wenn es auch geschehen könnte, doch lebensgefährlich, denn alles ist rings schon ziemlich festgewachsen. — — — Meinen Arm kann ich jetzt nur ein wenig heben. — — — Das ist ein großes Unglück. — Nun komme ich bald von hier fort. — Was wollen sie auch wohl mit einem armen Invaliden noch länger sich mühen? — — — Schreib' ich nicht ganz schön mit der linken Hand?

Lieber Freimann! — Sende mir einige Bücher, etwa ein paar gute Romane, sodann auch etwas Papier und Tinte nebst Federn. Auch mein Tagebuch füge den Sachen hinzu. Ich will in meinen Notizen fortfahren. Die ungeschickte linke Hand hat sich meinem Willen schon unterthan machen müssen. Bald wird sie meinem Befehle ganz gehorchen. — Mich öfters zu besuchen, kann ich von dir nicht fordern. Am besten, du schreibst; denn in diesen Räumen wird jedes freudige Gefühl gewaltsam niedergehalten. — Dazu werden wir Kranke, die wir nicht an inneren Krankheiten leiden, genau so wie jene in der Nahrung gehalten. — Ein vernünftiger Grund für diese ökonomische Diät ist nicht einzusehen. Der Magen sagt deutlich, daß diese Ernährung eine ungenügende sei. — Ich habe mich bei dem Oberarzt beschwert, dieser hat den Inspektor avisirt, und nun erhalte ich einigermaßen ein hungerstillendes Essen. Aber die übrigen? — — — Die sind auf Zuträgerei hingewiesen, und das ist strafbar. — So ist also auch hier ein Grund zur Mißstimmung und zur Unzufriedenheit. — — — Die Sterblichkeit unter den Soldaten ist eine viel größere, als man gewöhnlich glaubt. Werde in diesem Punkte später die Statistik studiren. Die Selbstmorde sind beim Militär auch seltsam zahlreich, und außerdem bildet in jedem Lazareth die große Masse der Geschlechtskranken das Hauptfontingent.

Aus dem Tagebuch.

Es war ein wichtiges Stück Menschenleben, was da an mir vorübergezogen ist. Und es ist gut, daß ich es kennen gelernt habe. Welt und Leben von recht vielen Seiten zu schauen und verstehen zu lernen, ist nicht nur ein intellektueller, sondern auch ein unschätzbare moralischer Gewinn. Je mehr man gesehen und erfahren, desto schwerer verfällt man in Einseitigkeit, Engherzigkeit, Härte des Urtheils, in pessimistische Verbittrung und Hoffnungslosigkeit; desto zuversichtlicher wird die Ueberzeugung von der fortschreitenden Besserung der menschlichen Verhältnisse — trotz all' und alledem.

August.

Man sucht alles Mögliche hervor, um festzustellen, ob mir eine Schuld an der Körperverletzung zugeschrieben werden kann. Vergebliches Bemühen! — Sie werden mir meine Pension nicht vorenthalten können, denn ich bin im Dienst zu Schaden gekommen. — Täglich werden die Armbewegungen mit Hilfe elektrischer Ströme fortgesetzt, sodas ich den Arm nun doch wagrecht strecken kann. — Ach, wie sehne ich mich darnach, auszurufen: Vorüber, vorüber! —

Heute war ich bei Lieber's, bei Elisabeth! — Welch' ein Empfang! Die lieben Leute freuten sich, als ob sie meine Eltern wären, und Frau Lieber weinte sogar, als ich ihr zuerst auf der Treppe begegnete. „Elisabeth ist in der Stube,“ sagte sie, und in diesem Augenblick öffnete jene selbst die Thür. Zitternd, blaß und stumm kam sie auf mich zu und sie drückte mich an sich und ich küßte sie — zum erstenmale. „Ich hatte eine Ahnung, daß du heute kommen müßtest,“ sprach sie endlich leise und stotternd; „und als ich meine Mutter mit jemand sprechen hörte, da fühlte ich, daß du es seiest.“ —

Der Kommandeur meines Regiments versuchte mich zu bereden, die Intendanturcarrière einzuschlagen. „Man wird Sie nach Berlin schicken und Ihnen die nöthige Ausbildung geben. Sie sind befähigt und werden im Fluge eine angesehene Stellung sich erringen.“ — Ich lehnte kühl dankend ab. Als er sah, daß ich unerfütterlich war und den Versuchen, meinen Ehrgeiz zu stechen, mit ruhiger Miene widerstand, brach er ab und verabschiedete mich freundlich. — Nun bin ich wieder frei, frei — und — mit monatlich 9 Mark pensionirt! — Hurrah! —

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

Willisch hatte seine Pferde tüchtig angefeuert; in wenigen Minuten hielt der Wagen vor dem zierlich vergitterten Eisenportale des Schlosses Felseck, das von der mächtigen Anhöhe herab, auf der es dereinst ein mittelalterlicher Rittersmann erbaut hatte, mit seinen hochragenden Thürmen und Söllern weithin in den Thälern sichtbar war.

Der greise Thorwärter des Schlosses schnitt ein ungeheuer verwundertes und nichts weniger als respektvolles Gesicht, nachdem er einen flüchtigen Blick auf den über und über kothbespritzten Wagen und seine Insassen geworfen und sie erkannt hatte.

Langsam und widerwillig öffnete er das kleine Fenster, hinter dem er oder seine Frau Tag für Tag von früh bis abends zu

sitzen pflegten, und ohne ein Wort zu sagen und ohne auch nur zu grüßen, wartete er auf eine Anrede.

Willisch entging die Mißgunst nicht, die aus dem Gesicht des Alten sprach. Er runzelte die Stirn und wendete seinen Blick, ärgerlich brummend: „Bedientenpack — kennen wir schon,“ — zu Fritz Lauter. Dieser zögerte nicht, die Unterhandlungen zu eröffnen.

„Ist der Herr Baron von Bergen wohl zu sprechen — in einer sehr wichtigen, ganz außerordentlich dringenden Angelegenheit?“

„Seine reichsfreiherrlichen Gnaden,“ entgegnete der alte Diener mit geflüstert gehobener Betonung, „empfangen nur des Sonntags von 11 bis 1 Uhr.“

„Verflucht unverschämter Kerl,“ murmelte Willisch zwischen die Zähne. „Sagen Sie dem Menschen, Herr Redakteur Lauter,“ fügte er dann laut hinzu, „daß Sie kein Bittsteller sind, wie sie der Herr Baron allsonntäglich in hellen Hausen einzulassen beliebt.“

Fritz Lauter war rasch entschlossen vom Kutschbock gesprungen und auf das Fensterchen zugetreten. Aus seiner Briestafche nahm er eine Karte, welche ihn als den Vertreter der Redaktion des „Tageskorrespondenten“ legitimirte, und reichte sie dem Diener.

„Ich muß Sie unter allen Umständen eruchen, mich sofort Ihrem Herrn zu melden. Vorher jedoch müssen Sie mir den Eintritt in Ihr Zimmer ermöglichen, damit ich durch eine Zeile dem Herrn Landesältesten andeuten kann, zu welchem Zwecke ich bei ihm vorspreche. Wird aus Ihrem Bögern der hochwichtigen Angelegenheit, derentwillen ich komme, irgendein Nachtheil erwachsen, so werde ich Sie persönlich zur Rechenschaft ziehen — vor Ihrem Herrn und, wenn es noththut, vor der Oeffentlichkeit.“

Fritz hatte den Ton getroffen, der einem alten Bedienten immer imponirt. Als er die Hand auf die Thürklinke legte, fand er die Pforte geöffnet. Ehe er eintrat, warf er noch einen Blick auf seine beiden Begleiter.

„Kommen Sie nicht mit, Herr Willisch?“ fragte er. „Und du, Dunkel?“

Willisch schüttelte den Kopf.

„Vor dem alten Baron von Bergen-Felseck hält mein Witz und meine rittergutsbesitzerliche Vornehmheit nicht Stich,“ brummte er, und etwas lauter fügte er hinzu: „Gehn Sie nur allein, das wird am besten sein.“

Auch der Kantor machte nicht Miene, auszustiegen. Im Gegentheil — er fragte:

„Wär's nicht doch besser, Fritz, wenn du solchen hohen Herrn nicht inkommodirtest? Was meinst du?“

Fritz Lauter nickte nur, öffnete den Thorflügel und trat ein.

Im rechten Winkel zur Hofpforte, auf deren linker Seite, befand sich die Thür zum Portierhäuschen. In derselben stand der alte Diener, nicht recht wissend, ob er die Mütze vom Kopfe nehmen sollte oder nicht. Fritz Lauter grüßte und trat in das Häuschen. Der Alte mußte wohl oder übel auf die Seite. Als Fritz beim Eintritt seinen Hut abnahm, riß der andre seine Mütze ziemlich eilig und mit einer Miene, als ob er das bloß vergessen hätte, auch vom Kopfe. Er brummte sogar etwas wie eine Entschuldigung. Er hätte nicht gewußt, mit wem er die Ehre hätte. Wenn's der Herr wünsche, würde er ihn Seiner reichsfreiherrlichen Gnaden sofort melden.

Fritz hatte schon ein paar Worte auf die Rückseite seiner Karte geworfen und überreichte diese nun dem Diener.

„Allerdings sofort, wenn ich bitten darf.“

Als der Alte fort war, trat Fritz Lauter zum Fenster des kleinen, von dem Qualm eines, wie es ihn bedünkte, auffällig guten Tabaks erfüllten Stübchen.

Auf den ersten Blick konnte er den Wagen nicht mehr entdecken. Er öffnete das Fenster und sah, daß Willisch zur Seite gefahren war, und auch der Grund, weshalb er das gethan, fiel ihm sofort in die Augen.

Ein zweiter Wagen fuhr daher, dicht an die Pforte heran und hielt. Ein nicht mehr junger Herr von stattlichem Körperwuchs, in eleganter, aber augenscheinlich wasserdichter Poppe und hohen Reiterstiefeln, sprang aus dem sich öffnenden Schlage und drückte auf den Knopf der elektrischen Thürglöcke, sodaß sie in heftige, geräuschvollste Bewegung kam.

Fritz kannte den Mann nicht, aber aus der Art, wie derselbe sich hier gab, glaubte er schließen zu können, daß er einen Bekannten des freiherrlichen Hauses vor sich habe. Da der alte Diener seinetwegen augenblicklich nicht zur Stelle war, berührte

er an seiner Statt den Griff des Drahtzuges, welcher von dem Portierzimmerchen aus den Thürriegel zurückzuziehen bestimmt war.

Der neue Ankömmling trat rasch in den Hof und an die Thür des Pförtnerhauses.

„Nun, alter Peter, wo steckt man denn? Was ist denn das für ein sonderbarer Wagen, der da vorm Thor hält; — der Herr hat doch nicht etwa Besuch bei dem miserablen Wetter?“

Fritz Lauter trat aus dem Dunkel des Zimmers hervor.

„Der Pförtner ist soeben gegangen, mich bei dem Herrn Baron von Felseck zu melden, den ich in sehr dringender, das Allgemeinwohl betreffender Angelegenheit um Gehör ersucht habe; — so dringend aber meine Angelegenheit ist, so kurz werde ich mich fassen.“

Der Fremde warf einen raschen, scharfen Blick auf den in ruhigem, aber sehr entschiedenen Tone Sprechenden.

„Ah, so,“ entgegnete er, „Sie wünschen den Baron zu sprechen. Ich auch. Ihre Angelegenheit berührt das Gemeinwohl; die meine sicher nicht minder. Doch — mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Mein Name ist Lauter, ich bin Mitredakteur des ‚Tageskorrespondenten‘ in B. und gegenwärtig Spezialberichterstatte desselben in dem Gebirgsdistrikte hier.“

Wieder glitt ein prüfender Blick des Fremden über seines Gegenüber ganze Gestalt.

„Darf ich auch fragen, mein Herr Berichterstatte, wess Inhalts Ihre allgemeinerwichtige Angelegenheit ist?“

Die Art des Fremden mißfiel Fritz Lauter nicht, obgleich sie keineswegs besonders höflich war; der Mann beantwortete nicht einmal das entgegenkommende Sichvorstellen des jungen Mannes mit einfacher Nennung seines eignen Namens. Er war offenbar zu befehlen gewohnt, und Unterwürfigkeit bei den Leuten, mit denen er zumeist umging, zu finden. Darum erlaubte er sich so ohne weiteres, mit Lauter eine Art Examen anzustellen.

„Ich habe auch dem mir gänzlich Fremden gegenüber keine Ursache, meinen Zweck zu verbergen. Ich komme wegen der blutigen Vorfälle am Perlewiadukt und wegen der jetzt wohl nicht mehr vermeidlichen furchtbaren Ueberschwemmung, — in der Hauptsache, um Vorschläge dem Herrn Landesältesten zu unterbreiten, deren Ausführung, wie ich meine, einen Theil des drohenden Elends mildern, wenn nicht beseitigen könnte.“

Der Blick, welcher jetzt aus den großen, sprechenden Augen auf Fritz gerichtet ward, zeigte Verwunderung und beginnendes Wohlgefallen, aber auch ein wenig spöttischen Zweifels klang aus der Stimme hervor, als der Fremde antwortete:

„Da ich ganz in derselben Angelegenheit zu meinem alten Freunde und Gönner, dem Freiherrn von Bergen, komme, so können wir zusammen bei ihm eintreten. Kommen Sie, mein Herr Lauter, — ja so, ich habe Ihnen gar noch nicht gesagt, wer ich bin. Nun, ich dirigire dadrüben die Frennanstalt Althaus und heiße von Steinach. Zeit, um auf den alten Peter zu warten, habe ich nicht, gehen wir also.“

Fritz Lauter zögerte nicht einen Augenblick. Er verbeugte sich leicht und folgte dem Frennhausdirektor. Der Mann war ihm eine viel interessantere Persönlichkeit, als dieser vermuthen mochte. Wie er so einen Schritt seitlich vor ihm hinging, beobachtete er ihn. Ungefähr 43, 44 Jahre alt mochte er sein, der Herr von Steinach, und den Kavallerieoffizier, welcher er wohl zwanzig Jahre lang gewesen war, verleugnete er in keiner Bewegung. Jeder Schritt, jede Wendung des Kopfes war elastisch, scharf und schneidig, so wie er gesprochen hatte, in jenem Tone, als wenn er noch vor der Front seines Husarenregiments, im Kreise der ihm untergeordneten Offiziere spräche.

An der Thür des Schlosses trat ihnen der alte Peter entgegen. Diesmal zog der Alte die Mütze blitschnell von seinem grauen Kopfe und sprang, sich tief zur Erde bückend, auf die Seite.

„Der Herr Oberstlieutenant“ — dem alten Peter stand der Offizier hoch über jedem Civilbeamten. — „Erlaube mir allerunterthänigst, mich zu Gnaden zu empfehlen. Da sind Seine reichsfreiherrlichen Gnaden natürlich nicht für den Herrn von der Zeitung zu sprechen.“

„Warum denn nicht, alter Peter?“ fragte der Herr v. Steinach.

„Warum können wir beide denn nicht gleichzeitig bei Ihrem Herrn eintreten? Ihr Herr hat nichts dagegen, der Herr Redakteur auch nichts, ich ebensowenig. Wenn also der alte Peter nun noch mit uns einverstanden ist, so könnt' es sofort geschehen, — was meint der alte Peter?“

Der alte Peter warf einen etwas entrüsteten Blick auf den Herrn Redakteur, der, seiner Meinung nach, doch sehr unverbient zu sehr hoher Ehre kam.

„D, ich — ich, der gnädige Herr Oberstlieutenant belieben zu scherzen. Wenn der Herr Oberstlieutenant befehlen —“

„Schon gut. Der alte Peter kann ruhig in seine Klausen gehen, ich werde den Herrn führen. Bitte!“

Aber der alte Peter ließ sich in seinem Dienstfeifer nicht so leicht abweisen. Er sprang mit einer für sein Alter wunderbaren Geschicklichkeit vor den Herren eine Treppe hinauf, riß eine mächtige Flügelthür von kunstreich geschnitztem Eichenholz auf und zischelte hinein:

„Jean — der Herr Oberstlieutenant von Steinach — wollen mit dem Herrn von der Zeitung zusammen eintreten bei Seiner Gnaden.“

Sofort erschien der in die dunkelrothe Hauslivrée gekleidete Kammerdiener des Barons von Felsed in der Thür, machte eine tiefe Verbeugung gegen die Kommenden und schritt dann rasch nach dem Arbeitszimmer seines Herrn, um seine Meldung zu machen.

Eine klangvolle, tiefe Männerstimme rief, wie es den Anschein hatte, freudig überrascht:

„Mein lieber Steinach? So — nun, das trifft sich ja prächtig. Dann bitte ich die Herren, gleich hier einzutreten.“

Und kaum waren die Worte verklungen, als eine hohe, nur mäßig nach vorn geneigte Greisengestalt an der vom Kammerdiener zurückgeschlagenen Porthüre erschien.

„Ich heiße die Herren willkommen. Sie, mein lieber Steinach, kennen gewiß den Herrn Berichterstatter und Redakteur Lauter, den ich jetzt wohl zum erstenmal zu sehen das Vergnügen habe?“

Der Direktor von Steinach drückte warm und mit herzlich-freudigem Gesichtsausdruck die Hände, welche ihm der greise Schloßherr entgegenstreckte; Friß Lauter verneigte sich respektvoll, aber ohne jede Spur von Dienstbeflissenheit und selbstvergessender Unterwürfigkeit, ja selbst ohne Befangenheit; er fühlte sich von der Aufgabe, welche er mit allen Kräften seines Geistes und Körpers zu erfüllen sich vorgenommen hatte, so gestärkt und erhoben, so ganz und gar eingenommen, daß drückende und beengende Gedanken garnicht in ihm aufzusteigen vermochten.

„Ich habe den Herrn zwar auch erst in diesem Augenblick kennen gelernt,“ erwiderte der Herr von Steinach, „aber da er mich versicherte, daß er in der verzweifeltsten Lage, in welche unser Weltwinkel im Augenblicke immer tiefer hineinkommt, Vorschläge zur Abhülfe zu machen habe, so brachte ich ihn umsolibier mit

hierher, als ich alles darum gäbe, wenn ich solche Vorschläge zu hören bekäme, und grade aus diesem Grunde zu Ihnen, mein lieber und verehrter Freund, gekommen bin.“

„Vorschläge zur Abhülfe?“ fragte der Freiherr, nachdem er in einem hochlehnenigen Armstuhle Platz genommen und seinen Besuch durch eine verbindliche Handbewegung zum Sitzen eingeladen hatte. „Meinen Sie beide das im Ernst? Wie läßt sich abhelfen, als mit Eisen und Blut, wenn, um mit unserm großen Schiller zu reden, der durch die Ordnung der Natur und die eiserne, unerbittliche Entwicklung der Geschichte zum Sklaven Gewordene mit einem Ruck die Kette bricht, und was läßt sich auch nur versuchen, wenn in einem Gebirgsland, wie das unsre, Wolkenbrüche die Bäche in Ströme und die Pflügen in schäumendes Meer verwandelt? Sie wollen Vorschläge zur Abhülfe machen, junger Mann?“

Wenn der Freiherr von Bergen-Felsed gemeint haben sollte, es werde ihm leicht gelingen, dem jungen Zeitungsschreiber zu imponiren und ihm zu Gemüthe zu führen, wie thöricht es von so einem jungen, unerfahrenen und doch wohl recht zweifelhaft gebildeten Manne wäre, sich um also wichtige und schwierige Angelegenheiten zu kümmern, dann hätte er sich doch enttäuscht sehen müssen.

Friß Lauter hatte dem Redner fest und voll ins Gesicht gesehen, und fest und ohne Verlegenheit antwortete er, während die Augen der anderen beiden Herren scharf beobachtend auf ihn gerichtet waren.

„Wenn den Sklaven die Natur und die Geschichtsentwicklung an die Kette geschmiedet haben, nun, so ist es auch die Natur und eine Phase in der Geschichtsentwicklung, welche die Ketten gelegentlich einmal brechen. Aber ich wollte mir nicht erlauben, Sie, Herr Landesältester, mit meinen theoretischen Anschauungen zu behelligen. Ich möchte mich einfach praktisch an die augenblicklich hier vorliegenden Fälle halten und bitte deshalb, Sie und auch der Herr Direktor von Steinach möchten diese Zettel lesen, welche den Wortlaut einiger Depeschen enthalten, die ich vor noch nicht einer halben Stunde nach B. aufgegeben habe. Dieselben enthalten wenigstens in den Keimen die von mir gemeinten Vorschläge.“

Friß Lauter erhob sich und reichte zwei Blätter Papier, welche er aus seiner Brieftasche genommen hatte, dem Baron von Felsed mit höflich-ernster Verbeugung.

Der Freiherr nahm die Blätter in Empfang und überflog sie rasch. Dann reichte er sie dem Herrn von Steinach.

(Fortsetzung folgt.)

Poesie und Wahrheit.

O Meer!

Aus deiner Fluthen geheimnißvollem Schoß
Mit dichterischem Vorgesühl
Ließ einst das wunderbare Volk der Griechen
Geboren werden der Schönheit Urbild
Und Gottgestalt.

Heute, nach Jahrtausenden,
Ward kund die Deutung dieser Poesie:

Aus dem niedern Wust
Und aus den Ungethümen allen,
Die das Meer gebar,
In fürchterlichem Kampf hat sich herausgerungen
Der Mensch,
Und er wird einst in sich vollenden
Die Gottnatur der Schönheit.

Leop. Jacoby.

Gottfried Wilhelm von Leibniz (Illustr. S. 508), der Begründer der deutschen Philosophie des 18. Jahrhunderts, wurde am 6. Juli 1646 zu Leipzig, wo sein Vater Professor der Rechte*) war, geboren, besuchte die dortige Nikolaischule und bereits mit dem 15. Jahre (Ostern 1661) die Universität, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Von großem Einfluß auf ihn muß der dort als Lehrer fungirende, besonders um die Geschichte der alten Philosophie verdiente Jakob Thomasius gewesen sein, denn Leibniz gab bald das Studium

*) So behauptet die Mehrzahl der mir zur Verfügung stehenden Biographien, wohingegen Fennemann in seinem „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ und Ueberweg in seinem gleichnamigen Werke angeben, er sei Professor der Moralphilosophie gewesen. Wer recht hat, vermag ich nicht zu entscheiden.

der Rechte auf, um sich dem der Philosophie hinzugeben. 1663, vor seinem Abgange nach der Universität Jena, schrieb er bereits eine philosophische Schrift unter dem Titel: „De principio individui“. In Jena war es namentlich der Unterricht des Mathematikers und Philosophen Erhard Weigel, welcher ihn zum Studium der Mathematik und Philosophie anregte. Im Jahre 1664 nach Leipzig zurückgekehrt, verfaßte Leibniz wiederum eine gelehrte Abhandlung, welcher bis 1666 noch zwei weitere folgten und bewarb sich mit diesen um die juristische Doktorwürde, wurde aber abgewiesen, weil er noch zu jung sei und man nicht ältere Bewerber hintenanstellen wollte. Hierauf ging er nach Altorf und promovierte dort am 5. Nov. 1666, indem er die Schrift „De casibus perplexis in jure“ verteidigte. Eine Professur, die man ihm an derselben Hochschule antrug, lehnte er ab, suchte vielmehr durch den Umgang mit Gelehrten und Staatsmännern sich in den Wissenschaften zu vervollkommen. In Nürnberg kam er mit Alchymisten in Berührung, jenen mystischen und mystifizirenden Vorgängern unserer heutigen Chemiker. Von großem Einfluß war jedoch auf ihn der Verkehr mit dem Baron v. Boineburg, welcher, früher Minister des Kurfürsten von Mainz, eine bedeutende Stellung einnahm. Mit diesem ging Leibniz nach Frankfurt, von dort nach Mainz, wo er sich dem Kurfürsten Johann Philipp durch die Schrift: „Neue Methode, die Jurisprudenz zu erlernen und zu lehren“, vorstellte. In Mainz verfaßte unser Autor auch eine Schrift gegen den Atheismus, arbeitete mit dem Hofrath Lasser an einer Verbesserung des Corpus juris und verfaßte verschiedene Abhandlungen für Boineburg. Wichtig ist aber vor allem die Idee, Ludwig XIV. von seinen Eroberungsplänen, welche dieser gegen Deutschland hegte, abzubringen, indem Leibniz diesem eine Eroberung Aegyptens plausibel zu machen suchte. Er hat diesen Plan in mehreren Schriften behandelt, ging auch zu diesem Zweck nach Paris — anscheinend war er als Führer des jungen Boineburg dort — hatte aber mit seinem Projekt, welches erst von den Napoleoniden (Kanal von Suez und Durchstich des Mont-Cenis) ausgeführt, nicht wenig zu Frankreichs jetziger Machtstellung in politischer und wirtschaftlicher Beziehung beigetragen hat, bei Ludwig XIV. kein Glück.

Von größerem Werth und Erfolg für ihn selbst war, daß er, sowohl dort als in London, wohin er von Paris ging, sowie auf der Reise selbst die Bekanntschaft der bedeutendsten Gelehrten u. a. Newton's und Spinoza's machte. Ersterer regte ihn zu tieferen mathematischen Studien an, deren Resultat die Erfindung der Differentialrechnung war. Das Eigenthumsrecht dieser Erfindung wurde ihm später zwar bestritten, indem Newton dieselbe schon früher gemacht hatte, aber von namhaften Gelehrten wird unter Anerkennung des newton'schen Einflusses doch behauptet, daß sie von Leibniz bedeutend vervollkommen und durchgebildet worden sei. In Paris hatte er das Anerbieten, der dortigen Akademie als Pensionär beizutreten, abgelehnt, weil der Uebertritt zum Katholizismus als Bedingung gestellt wurde. Dagegen empfing er vom Herzog von Braunschweig eine Rathsstelle mit Pension und ging 1676 als Bibliothekar nach Hannover. Dort verfaßte er eine große Anzahl Schriften über die verschiedensten Materien, unter anderem auch historische Arbeiten. Durch seine freundschaftliche Stellung zu den Herzögen von Hannover, namentlich aber zu der Gemahlin Ernst Augusts und deren Tochter Sophie Charlotte, die ihn noch als Gemahlin Friedrich III. von Brandenburg, später der erste König von Preußen, als ihren Lehrer verehrte, wurde sein Einfluß nicht wenig gefördert; seine Stellung zur Königin von Preußen hatte vor allem die Begründung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Folge. Seine Versuche in Dresden und Wien, ähnliche Institute ins Leben zu rufen, scheiterten jedoch. Ebenso seine Bemühungen, eine Wiedervereinigung der katholischen und protestantischen Kirche herbeizuführen, zu denen bereits in Mainz von dem vom Protestantismus zur katholischen Kirche übergetretenen Boineburg der Grund gelegt war. Desgleichen hat auch das Bestreben, eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten herbeizuführen, wenig Erfolg gehabt. Zu dem Zwecke der Abfassung einer Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg machte er eine größere Reise durch Deutschland und Italien und sind die Resultate dieser Forschungen theils von ihm selbst, theils von anderen nach seinem Tode in mehreren Schriften herausgegeben worden. Erwähnt mag hier noch werden, daß er gelegentlich eines Aufenthalts in Wien (1714) für den Prinzen von Savoyen in französischer Sprache eine Abhandlung über sein philosophisches System schrieb, die 1720 in deutscher Uebersetzung von J. H. Köhler unter dem Titel: „Des Herrn Gottfr. Wilhelm v. Leibniz Lehrsätze über die Monadologie (engl. von Gott, seiner Erläuterung, seinen Eigenschaften und von der Seele des Menschen)“ zu Frankfurt erschien. — Von Hannover wurde Leibniz zum Geheimen Justizrath und Historiographen, von Wien zum Freiherrn und Reichshofrath mit 2000 Gulden Pension ernannt. Auch Peter, der sogenannte Große, interessirte sich für ihn und kam mit ihm 1711 in Torgau, 1712 in Karlsbad und 1716 in Pyrmont zusammen und ernannte ihn außerdem zu seinem Geheimen Justizrath mit einem Jahrgehalt von 1000 Rubel. Ob der Potentat die Rathschläge über die Förderung der Wissenschaften und der Civilisation in seinem Reiche befolgt hat, wissen wir nicht, nur, daß die Begründung einer Petersburger Akademie der Wissenschaften, die aber erst nach Peters Tode entstand, von Leibniz die erste Anregung erfuhr. So lebte Leibniz denn in so günstigen Verhältnissen, wie sie bisher selten einem Gelehrten beschieden waren. Sein Hauswesen soll er vernachlässigt haben, was wohl nicht Wunder nimmt, wenn man in Betracht zieht, daß er nie verheiratet war. Er starb am 14. November 1716 in Hannover, seine Braunschweigischen Annalen unbeendet hinterlassend; dort wurde ihm auch ein Denkmal am Waterloo-Platz gesetzt. Sein Haus wurde 1844, um es vor dem Niederreißen zu schützen, von König Ernst August angekauft. (Schluß folgt.)

Die internationale Fischerei-Ausstellung zu Berlin. (Bild Seite 509.) Am 20. April l. J. wurde eine Ausstellung in den Räumen des landwirthschaftlichen Museums in Berlin eröffnet, wie sie eigenartiger und in ihrer speziellen Richtung großartiger noch nicht dagewesen. Wenngleich durch die künstlichen Fischbrutanstalten und andre in dieses Gebiet fallende Bestrebungen das Interesse des Publikums in den letzten Jahren mehr auf diesen Zweig gewerblicher Thätigkeit gelenkt wurde, so hatten wohl — außer den sachbesessenen Gelehrten — bis zum Beginn dieser Ausstellung wenige eine Ahnung davon, welche umfassenden und imponirenden Gebiet für die märchenhaften Fortschritte moderner Industrie das älteste aller Gewerbe — die Fischerei — sei. Mit dem Eintritt in Räume, in denen Völker aus allen Erdtheilen Zeugnisse zusammengetragen haben dafür, daß die Fischerei längst aufgehört hat, das einfachste Mittel zu sein, der Natur die Beute zum Nutzen des Menschen abzufragen, — mit dem Eintritt in jene Räume erschließt sich dem Laien eine neue Welt. Die Wunder des Ozeans und die Wunder des schöpferischen Menschengewisses sind hier gleicherweise faßbar, sichtbar geworden. Wir sehen das grauenhafte Gethier des Stillen Ozeans und die grabezu raffinierten Geräthschaften, mit denen Japanesen und Chinesen dasselbe fangen, aber auch die Gefahren, mit denen der Mensch von den riesigen Bewohnern der ewigen Dämmerung am Meeresgrunde umstrickt wird (siehe das Bild); wir sehen die Thierwelt heimischer Gewässer, die Farbenpracht der Muscheln aus dem Adriatischen Meere, die mächtigen Thiere der russischen Flüsse, wie die kleine graue Krabbe der Ostsee, — kurz, es scheint, als hätten die Wasser der Erde ihre tiefsten Geheimnisse ausgespieen und an den Strand geschwemmt, daß das staunende Menschenauge sich an ihnen weide. Das schwer zu bewältigende Material zeichnet sich durch treff-

liche Anordnung in der Ausstellung aus. Die Herren Kuhlmann und Heyden haben den Plan dazu in baulicher und dekorativer Hinsicht entworfen. Beim Eintritt in das Gebäude, welches in Holztapetenbekleidung den Charakter eines norwegischen Bauernhauses zeigt, gelangte man zunächst in eine Rotunde mit Oberlicht, deren ganzer Raum von einer einzigen Firma in Anspruch genommen wurde. Ein Grottenbau von Tuffstein zeigt mehrere Aquarien mit einer vollständigen Sammlung lebender Flußfische in den größten Exemplaren. Rings an den Wänden lagen auf Eis Ungethüme aus den Ozeanen. Die Berliner Firma Lindenberg hatte die reichhaltigste Schauausstellung von Fischen veranstaltet. Links gelangte man in einen Raum, der ausschließlich der künstlichen Fischzucht vorbehalten ist. Hier domirte die thüringer Firma J. Preysing mit ihrer Sammlung von Forellen- und andern Eiern. In kleinen, mit Alkohol gefüllten Röhrchengläschen sah man hier die Forelleneier, vom Tage der ersten Befruchtung an, in allen Stadien der Entwicklung, bis sie zur Brut gediehen sind, die aussetzungs-fähig ist. Auch den Bildungsprozeß des Laiches zu verfolgen, hatte man in mehreren in Alkohol gesetzten Embryo-Serien Gelegenheit. Dazwischen wimmelten in größeren und kleinen Glasretorten: Laichfische, Albrut, Krebse u. s. w. — Rechts von der Eingangstrotunde kam man in eine große dunkle Felsenhalle, in deren Seitenwände Grotten eingelassen waren. Hier hatte sich die künstlerische Phantasie in ganz überraschender Weise mit dem belehrenden Zweck vereint. In den Wassern, welche den Grund der Grotten füllten, schwammen die Bewohner des Mittelmeers lustig umher; künstlich vertheiltes Oberlicht fiel auf den Hintergrund der Grotten: auf herrliche Strandgemälde des Golfs von Neapel. So öffnen sich, umrahmt von dem dunkelhängenden Tuffstein, mehrere Panoramen von unergleichlicher Schönheit, deren täuschende Natürlichkeit noch durch dekorative Ausschmückung von Palmen und antiken Statuen erhöht ward. Die japanische Gruppe gehörte unstreitig zu den interessantesten der Ausstellung, sowohl wegen der Mannichfaltigkeit als wegen der Feinheit ihrer Geräthe. Die Modelle von Rähnen und Fischerhütten, all diese Klugersonnen und künstlich ausgeführten Fanginstrumente, namentlich aber die fast unsichtbaren, feinen Netze von ungläublicher Größe legen wieder Zeugniß ab für den hohen Grad von Intelligenz, der den ostasiatischen Völkern eigen ist, welche wir sehr mit Unrecht Barbaren nennen. Die Ausstellung des Nachbarreiches China war auch in der Nähe der von Japan. Auf den ersten Blick schien das Reich der Mitte gegen Japan zurückzustehen, aber ein Blick in den Katalog, der uns belehrt, daß der ganze chinesische Saal nur die Ausstellung der Fischerei eines einzigen Hafens, Kingpo genannt, einschloß, brachte uns eine andere Meinung von der chinesischen Fischerei bei. Die Wände des chinesischen Saales bedekten große, in die Fischerei einschlägige Abbildungen, welche für die Chinesen sehr lehrreich sein mögen, für uns Europäer aber der Anschaulichkeit ermangeln, weil sie, wie alle chinesischen Zeichnungen, keine Perspektive haben. Aus der Anordnung der Ausstellungsgegenstände konnte man auf den Nationalcharakter der Aussteller schließen. Wie ein Schritt aus dem Lande der Märchen in das der nüchternen Möglichkeit war es, wenn man aus der japanischen und chinesischen Abtheilung in die der Amerikaner und Engländer trat. In übersichtlicher, aber reizloser Anordnung haben diese Völker der klugen Präzision ihrer staunenswerthen Reichthum modern konstruirter Geräthe ausgestellt; besonders die Amerikaner hatten ihrer Schauausstellung den Charakter einer Musterkarte gegeben und ihre Hoffnung, geschäftliche Vortheile aus der Ausstellung zu ziehen, drängte sich deutlich auf; während die der anderen Länder mehr zum Dienst der Wissenschaft und Schönheit bereit waren. Deutschland z. B. hatte in malerischer Schönheit der Anordnung auf Kosten der Nützlichkeit des Guten beinahe zu viel gethan. Das Bemerkenswerthe der deutschen Abtheilung war das Bernsteinkabinett der Königsberger Firma Stantien und Becker. Die Entstehungsgeschichte des Bernsteins, seine Arten, seine Verarbeitung von der Steinzeit bis zur Gegenwart, seine Gewinnungsmethoden, seine Verschiedenheit an den verschiedenen Küsten, alles das war — von einem berufenen Gelehrten geordnet — in einer noch nie erreichten Vollständigkeit beisammen. Die obengenannte Firma beschäftigt 3000 Menschen mit der Gewinnung dieses „Strandsegens“ und zahlt eine Pachtsomme von 600 000 Mark an die preussische Regierung. Auch die Perlenindustrie ist von ihren Anfängen an bis zur modernsten Kulturvollendung vertreten. Daß wir inmitten Deutschlands, im sächsischen Voigtland, eine Perlenfischerei haben, ist durch die Ausstellung manchem Besucher erst zur Kenntniß gekommen. Wenn sich auch die Ausbeute mit den Ergebnissen der Seeperlenfischerei nicht messen kann, so zeigt doch das ausgelegte, auf 9000 Mark geschätzte Esterperlenlohn aus dem grünen Gewölbe in Dresden, daß es sich immerhin lohnt, die Zucht des Schalthiers (Unio margaritifera) rationell zu betreiben. Nicht minder werthvoll wird die sächsische Flußperlmuschel durch die Verwendung der polirten Schalen zu allerhand Galanteriewaaren, die in dem industriellen Adorf zu tausenden verarbeitet werden und ihrer Zierlichkeit wegen lebhaften Absatz finden. Die Korallenfischerei hat ebenfalls ihre kostbare Beute und ihr Handwerkszeug ausgestellt. Italien ist bestrebt, auf der Ausstellung diese Schätze des Meeres zur Anschauung zu bringen. Ein schweres Kreuzholz mit daranhängenden Netzen ist das uralte Gerath der Korallenfischer, welches mit großen Mühen über den felsigen Meeresboden gezogen wird, um die rothen Zweige aus dem Garten Neptuns loszubringen. Die Korallenfischerei des Mitteländischen Meeres, an der Küste der Apennini-

schen Halbinsel und Nordafrikas ist ausschließlich in den Händen der Italiener, deren Boote an einzelnen Stellen zu hunderten arbeiten. Unsere Abbildung liefert den Beweis, daß die Korallenfischerei in Japan, von Tauchern betrieben, ein lebensgefährliches Handwerk ist. Wenn es dem Tintenfisch unserer Abbildung auf Grund seines anatomischen Baues gewiß fernliegt, den angegriffenen Menschen nach Art der Haifische aufzufressen, so schwebt doch der bereits theilweise umschlungene Korallentaucher in der größten Gefahr, erstikt zu werden, da das Thier alle festen Gegenstände vermittels jener Saugnapfe, die wir in Nr. 8 des Jahrgangs 1879 der „N. W.“ und in Nr. 22 des Jahrgangs 1880 beschrieben haben, mit einer Wuth ergreift, daß es selbst im Tode nur schwer von Beute und Feind getrennt werden kann. Der Tintenfisch, der auf unserem Bilde unter Nr. 1 figurirt, spielt in der Ernährungsfrage der ostasiatischen Bevölkerung eine bedeutende Rolle. Die Vergung und Zubereitung des Thieres beschäftigt nach dem chinesischen Katalog 80 000 Menschen, ein Beweis, in welchen ungeheuren Mengen dieser Polyp das Meer bewohnt. Der Fang geschieht mit großen, sackförmigen, von zwei Booten gezogenen Schleppnetzen. Dem mächtigen Kruster im Vordergrund (Nr. 5) muß die Ehre zugesprochen werden, der größte existierende Krebs zu sein, denn mit den beiden Scheeren umklammert er eine Linie von über drei Meter. Trotz der langen Extremitäten entwickelt der Riesenkrebs im Wasser eine überraschende Beweglichkeit, fängt mit allem Lebenden, was ihm in den Weg kommt, Streit an und führt, wie die andern Mitglieder seiner Sippe bis zu der kleinen Krabbe, seine Nahrung vermittels der Scheeren sehr geschickt nach den immer thätigen Fresswerkzeugen. Ein höchst respektabler Vertreter japanischer Fische ist der Riesensardine (Nr. 2); er ist 1,90 Meter lang und einer der größten Stachellose. Neben vielen anderen Fischen, Säugethieren und Vögeln befindet er sich im ausgestopften Zustande auf der japanischen Abtheilung und zeigt, daß das Inselvölk eine große Meisterchaft in der Kunst des Ausstopfens thierischer Körper besitzt. Nr. 3 ist der Meerengel, zur Familie der Haifische gehörig. In der Lebensweise den Schollen und Flundern ähnlich, hält er sich, wie diese, meist am Grunde des Meeres auf, vergräbt sich dort und stürzt mit Raubthierlust auf die vorüberziehende Beute. Das lederartige, zähe, unangenehm schmeckende Fleisch ist wenig geschätzt, dagegen wird die Haut zum Raspieln und Poliren gebraucht oder zu Degengriffen, Messerscheiden und Aehnlichem verwendet. Ueber dem Riesensardine schwimmt (Nr. 6) der Flatterfisch. Seinen Namen hat er von der Fähigkeit, sich vogelähnlich über das feuchte Element erheben zu können. Er gebraucht hierzu die außergewöhnlich entwickelten Brustflossen und entzieht sich durch die kleine Luftreise den Verfolgungen gefährlicher Wasserfeinde, wobei er allerdings aus dem Regen in die Traufe kommt, da Möven und Sturmvögel gern über den Luftfontänen herfallen. Nr. 4 stellt den Fächerfisch dar, dessen Flossen ebenfalls eine reiche Entwicklung zeigen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der japanischen Thierwelt des Meeres ist Nr. 7, der Glaschwamm. Wenn es je dem Laien schwer gemacht wird, bei gewissen, pflanzenähnlichen Thierformen doch an den thierischen Ursprung zu glauben, so ist es hier der Fall. Es tritt uns ein Gebilde entgegen, das der scharfste Beobachter ohne wissenschaftliche Instrumente für gedrehte Glasfäden halten würde. Brachte doch der deutsche Naturforscher v. Sieboldt jene als eine Art Federstummel benutzten blühenden Bündel aus Japan mit, ohne die Entstehung derselben zu kennen. Der Glaschwamm gehört zu der vielgestaltigen Gruppe der Spongien, die durch den gemeinen Badeschwamm am meisten bekannt ist. Unter dem Mikroskop erweisen sich die vermeintlichen Glasfäden als ein Gerüst aus Rieselnadeln der wunderbarsten Gestalten, Anker, Sterne, Keulen, Spaten, Streitägte, Morgensterne, ein ganzes Arsenal alterthümlicher Waffen. Die rechte Hand des von dem Tintenfisch attackirten Tauchers umfaßt einen Schaß des Meeres, der in neuerer Zeit für Deutschland eine erhöhte Bedeutung zu gewinnen scheint. Die japanische Edelkoralle (Nr. 8), bekanntlich wie jede Koralle das feste Gehäuse einer Kolonie kleiner Polypen, unterscheidet sich von europäischen, vornehmlich im Mittelmeer gewonnenen, durch helle Schichten, welche die Hauptmasse durchziehen. Dieses Merkmal gibt in gewissen Kreisen als ein Vorzug, da die andere Koralle nur einfarbig erscheint. Größere deutsche Firmen gehen mit dem Gedanken um, den Export Japans zu uns zu lenken, eine Absicht, deren Durchführung dem italienischen Markt eine bedeutende Konkurrenz bereiten würde. Die Schweizer Abtheilung wollen wir schließlich noch deshalb lobend erwähnen, weil sie uns das Fischergeräth von den Pfahlbauten bis auf die Gegenwart chronologisch geordnet vorgeführt hat, wobei wir die überraschende Wahrnehmung machten, daß die Bewohner der Mollukken (Südpazifik), nach ihrem Handwerkszeug zu urtheilen, auf der Kulturstufe der vorgeschichtlichen Pfahlbautenbewohner stehen. Wir könnten noch mehrere Spalten mit der Schilderung der Ausstellungsgegenstände

der Tungusen und Patagonier, Eskimos und Tschuktschen füllen, aber der uns zugemessene Raum erlaubt nicht diese Ausführlichkeit. Die internationale Fischereiausstellung wurde am 30. Juni mit einem solchen pekuniären Erfolg geschlossen, daß ihre Unternehmer weder die 80 000 Mark Subsidiengeber vom deutschen Reich, noch die 30 000 Mark von Preußen in Aussicht gestellte Unterstützung in Anspruch zu nehmen genöthigt sind — ein Triumph rastlosen, werththätigen Strebens auf wissenschaftlicher Grundlage! Dr. M. I.

Literarische Umschau.

„Illustrirtes Pflanzenleben. Gemeinverständliche Abhandlungen über die interessantesten und wichtigsten Fragen der Pflanzenkunde nach zuverlässigen Arbeiten der neuesten wissenschaftlichen Forschungen mit zahlreichen Originalillustrationen. Herausgegeben von Dr. Arnold Dodel-Port, Dozent der Botanik an der Universität und am eidgen. Polytechnikum in Zürich, Herausgeber des „Anatomisch-physiologischen Atlas der Botanik für Hoch- und Mittelschulen“, Ehrenmitglied der Royal Microscopical Society of London. Zürich, Verlag von Casar Schmidt.“ Von diesem neuesten Werke unseres gelehrten und geistvollen Mitarbeiters sind die ersten beiden Lieferungen in unsern Händen. Dieselben enthalten Abhandlungen über die Pilze des Rüdicaltyphus und Milzbrandes und über fleischfressende Pflanzen, beide mit vortrefflichen Illustrationen ausgestattet. Der Eleganz und Klarheit der Illustrationen entspricht der gesammte Inhalt wie der übrige Theil der Ausstattung des Werkes. Dodel-Port ist einer von jenen Gelehrten, bezüglich deren man bedauern könnte, daß sie nicht Belletristen, nicht schönwissenschaftliche Schriftsteller geworden sind, wenn sie nicht gerade so meisterlich die Strenge ihrer gelehrten Untersuchungen durch den Reiz ihrer Darstellungsweise zu mildern und die tiefe Bedeutsamkeit ihres Stoffes auch dem Verständnisse und Gefühle der nicht wissenschaftlich gebildeten Leser nahe zu bringen wüßten. So unterrichtet zu werden, ist Genuß, das werden uns alle zugeben, welche dem Verfasser auf seinen Exkursionen in die tausend Geheimnisse bergenden Gefilde seiner anmuthigen Wissenschaft folgen. xz.

Wissenschaftlicher Rathgeber.

Glotten (an der Wofel). S. R. Wenn Sie meinen, daß nur die „sogenannten Gebildeten“ die deutsche Sprache verballhornen und mit fremdsprachlichen Ausdrücken vermengen und verquiden, so sind Sie denn doch gewaltig im Irrthum. Wissen Sie z. B. nicht, daß das ganz überflüssige französische *Madam* gegenwärtig nur mehr in den Kreisen der sogenannten Nichtgebildeten heimisch ist? Das *partout*, oder in Sachen darduh, ebenso wie *expro* und jämmerliche Sprachbarbare, wie *verschämern*, *schern* und viele hundert andere ausschließlich der Sprache des sogenannten niederen Volkes einen häßlichen oder lächerlichen Anstrich geben? Also, Weiter, die „Gebildeten“ sprechen zumeist kein sonderlich reines Deutsch, die „Ungebildeten“ aber auch nicht! Und was von den Ihnen gerügten Einzelnen angeht, so wollen Sie bedenken, daß jener Freund der „N. W.“, welcher in Nr. 29 d. J. das Reuchpultmittel angibt, einfach sich der einmal üblichen Kunstausdrücke bediente, die er als Laie auf eigene Faust zu verdeutscheln kein Recht und auch keine Ursache hat. Sie würden nämlich, auch wenn wir die von Ihnen beanstandeten Ausdrücke verdeutschelt hätten, doch noch lange keine bestimmte Vorstellung gewonnen haben, weil Sie eben die betreffenden Dinge nicht kennen, die ganz allgemein durch jene Fremdwörter bezeichnet werden. J. W.: Würden Sie etwas gewonnen haben, wenn wir Ihnen Inhalationsapparate so kurz und so gut als möglich mit Einathmungsvorrichtung überließen? Sie würden sogar schlimmer dran sein, weil der Händler mit medizinischen Apparaten und Instrumenten, an den Sie sich im Falle des Bedarfs wenden müßten, nicht sicher wissen würde, was Sie wollen, während für ihn ein Zweifel, was unter einem Inhalationsapparat zu verstehen ist, völlig ausgeschlossen ist. Und rektifizirtes Terpentinöl verlangen Sie gar auch überseht? Recht gern: rektifizirtes Terpentinöl heißt doppeltgereinigtes Waldessenzbalsamöl; Sie brauchen's aber nicht weiter zu sagen, denn verstehen wird Sie kaum jemand. Im Anschluß hieran wird Ihnen die Lehre verständlich werden, wonach Fremdwörter in der deutschen Sprache, wie in jeder andern, Daseinsberechtigung zuerlangen ist, wenn sie eine Sprachlücke füllen, wie sie bei fortschreitender Kulturentwicklung alle Sprachen immer von neuem aufzuweisen haben, und daß es eine Thorheit wäre, jene Fremdlinge, die solcher Brauchbarkeit wegen Bürgerrecht im Deutschen erworben haben oder eben zu erwerben im Begriff stehen, hinterher durch künstlich gemachte deutsche Ausdrücke verdrängen zu wollen.

Bärenberg. J. Die Witeffer, die sich, wo sie ohne Brustbildung auftreten, unter dem Mikroskop nicht als Thiere, wie man früher glaubte, sondern als aus Fettfäden und vereterten Oberhautzellen bestehende Hauttaglagerungen erweisen, entfernt man am besten, indem man sie ausdrückt, entweder einzeln mit dem Fingernagel oder einem Uhrschlüssel oder, wenn sie zahlreich vorhanden sind, durch kräftiges Würfeln mit einer Zahnbürste und nachheriger Anwendung von Kalifesse oder auch durch Querscheiden mit einem Falzbein oder Messerrücken. Auch thut man gut, die von den Witeffern belegten Hautstellen, nach der mechanischen Entfernung jener Unzier, abends eine Zeitlang mit Mandelöl zu bestreichen und morgens mit warmem Wasser und Seife zu waschen; ebenso ist es möglich, die Haut wöchentlich einmal mit schwarzer Schmierseife zu waschen. Sind die Witeffer von Brustbildung begleitet, so kann man annehmen, daß in den durch die Drüsenanscheidung verreiterten Talgdrüsenzangen der von Gustav Simon entdeckte *Aearus follicularum*, die Haaradmilbe, ein nur $\frac{1}{20}$ Linie langes Gliederthierchen, sitzt, welchem man mit Kreosotöl — statt Mandelöl — nach dem Ausdrücken der Witeffer dem Garous machen kann. Zu der Kreosotöl sind zu nehmen 3 Tropfen Kreosot auf 4 Gramm Fett.

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant (Fortsetzung). — Der Heros des Gründerthums, von Dr. A. Mülberger. — Ein Wort über Töchtererziehung. (I.) — Irrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolf v. B. (Fortsetzung). — Poesie und Wahrheit, Gedicht von Leop. Jacoby. — Gottfried Wilhelm von Leibnitz (mit Illustration). — Die internationale Fischerei-Ausstellung in Berlin (mit Illustration). — Literarische Umschau. — Wissenschaftlicher Rathgeber.